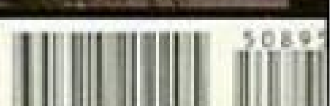


Die große Gruselserie von Jason Dark

Schattenkiller



Band 895 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275



Schattenkiller

John Sinclair Nr. 895

von Jason Dark

erschienen am 29.08.1995

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Schattenkiller

»In den Kerker mit dir! In den Kerker mit dir! In den Kerker!«

Die Worte prasselten auf Lucille Anderre nieder wie wuchtige Trommelschläge. Sie hörte sie überdeutlich, obwohl sie schlief.

Die Pein nahm zu. In Lucilles Kopf explodierten die Zellen. Vor ihren Augen sah sie Gesichter, schattenhafte, dunkle Umrisse mit dunkelrot glühenden Augen.

»In den Kerker mit dir! In den Kerker!«

»Neiiinnn…!«

Es war ein echter Schrei, der aus ihrem Mund gellte und die junge Frau urplötzlich erwachen ließ!

Sie war sofort voll da, trotzdem blieb sie liegen. Auf dem Rücken, wie sie feststellte, den Mund aufgerissen, aus dem keuchende Laute drangen.

Kalter Angstschweiß lag auf ihrem Gesicht. Von innen her spürte sie gleichzeitig einen heißen Strom, der hochdrang in ihr Gehirn und gegen ihre Augen drückte.

Lucille fühlte sich ausgelaugt und nicht erfrischt, wie man es nach einem Schlaf hätte sein müssen.

Die verfluchten Alpträume trugen daran die Schuld und die Alpwesen. Schwarze Phantome, schattengleich mit glühenden Augen!

Das alles war ihr nicht neu, es kehrte immer und immer wieder zurück, es war ein Hinweis, eine Botschaft, und Lucille ahnte auch, wer dahintersteckte. Nur hatte sie es bisher nicht glauben wollen.

Es war Legende, es war eine Geschichte, wie man sie oft hier an der Küste erzählte.

Aber nicht alle Legenden und Geschichten durften verlacht werden. Viele hatten mehr als nur ein Körnchen Wahrheit.

Ihre Träume waren diese Körnchen, und sie waren auch wie Trommelschläge in die Gedanken hineingeprasselt. Gedanken während des Schlafs, die sich zu Alpträumen verdichtet hatten.

Noch immer auf dem Rücken liegend, starrte sie zur grauen Decke, die weit über ihr wie ein Himmel schwebte. Sie war nicht greifbar, auch wenn sie aus dem Bett geklettert wäre und die Arme gereckt hätte. Alles war so groß, so weit weg, so wenig zu fassen. Das gesamte Gebäude hier, viel zu groß und wuchtig, dazu kalt und abstoßend. Sie haßte das Gemäuer, das Château, wie es einfach immer nur genannt wurde. Und sie haßte auch das nahe Meer, das nie zur Ruhe kam und seine Wellen mit oft mörderischer Wucht gegen die Felsen hämmerte. Sie haßte soviel, und oft genug haßte sie sich selbst.

Langsam hob Lucille die Arme an. Es fiel ihr schwer. Sie schienen mit flüssigem Eisen gefüllt zu sein. Beide Handflächen legte sie gegen den Kopf, streichelte über ihre Wangen hinweg und spürte dabei die eigene Hitze der Haut.

Der Atem drang heftig über ihre Lippen. Lucille wunderte sich darüber, denn von den vorherigen Alpträumen hatte sie sich stets rasch erholt. In dieser Nacht, jedoch war alles anders.

Der Traum war derart intensiv, das sie das Erlebte nicht mehr nur für einen Traum hielt.

Die Hände wanderten vom Gesicht weg zu den Haaren hin. Mit den gespreizten Fingern fuhr sie durch die schwarze Flut, die ein schmales Gesicht umrahmten, von denen viele Menschen behaupteten, es wäre sehr hübsch. Ja, sie war eine hübsche Person, das gestand sie sich

selbst zu, und sie brauchte nur in den Spiegel zu schauen, um sich davon überzeugen zu können. Sie war eine schöne, junge Frau, sehr apart, doch niemand kannte ihre schweren Nächte. Niemand wußte, wie es tatsächlich in ihr aussah, daß sie eine Gejagte war.

Die Feinde lauerten, und Lucille war davon überzeugt, daß man sie bereits umzingelt hatte.

Sie hatten nicht mal Namen. Mochten die Träume auch noch so intensiv gewesen sein, vorgestellt hatten sich diese Personen nicht. Sie waren im Verborgenen geblieben, obwohl sichtbar, aber darüber wollte sie nicht länger nachdenken.

Während des Schlafs mußte sie geweint haben, ohne es zu merken. Es waren ja nicht nur die Alpträume, die ihr zu schaffen machten, hinzu kam die Einsamkeit, ihr Wissen, so verlassen zu sein. Zu leben in der Einsamkeit, allein in einem gewaltigen Schloß, das konnte schon frustrierend sein und war es letztendlich auch.

Hinzu kamen die Träume. Immer wieder dieselben. Immer sah sie die Schatten, die sich aus der fernen Umgebung lösten und dabei näher an sie herankamen. Schwarze Gestalten mit glühenden Augen, brutal, grausam und tödlich.

Waren sie da? Oder gab es sie nur in den Träumen?

Lucille wußte es nicht. Sie konnte nur hoffen, aber sie glaubte fest daran, daß sich ihre Hoffnungen nicht erfüllen würden. Sie war allein, nicht gefangen, sie konnte hingehen, wohin sie wollte, aber sie würde bald eine Gefangene sein, wenn sie die Schatten richtig einschätzte.

Warum stehe ich nicht auf und fliehe? Warum laufe ich nicht weg? Ich brauche mir nur winterfeste Kleidung anzuziehen und kann das verdammte Schloß dann verlassen. Warum tue ich es nicht? Ich könnte es doch. Statt dessen liege ich hier und weiß nicht, auf was ich warte. Kann es sein, daß ich mich selbst quälen will?

Nein, sicherlich nicht. Überhaupt nicht. Es ist alles so anders geworden. Ich habe, ich habe…

Ihre Gedanken brachen ab. Von einem Augenblick zum anderen waren sie verschwunden. Plötzlich gab es die Erinnerung an die Träume nicht mehr. Lucille fühlte sich gut, so herrlich. Seit Monaten hatte sie dieses Gefühl vermißt. Sie lag auf dem Bett, lächelnd, die Beine ausgestreckt, die Arme ebenfalls, und sie merkte, wie allmählich die Entspannung in ihr hochstieg.

Tief durchatmen.

Ruhe…

Wunderbar, es klappte alles wunderbar. Es war herrlich. Es war wie ein Traum.

Bin ich wieder normal?

Lucille gab sich selbst die Antwort auf die Frage, indem sie befahl, sich zu erheben. Einfach aufzustehen, das Nachthemd ausziehen, die

normale Kleidung überstreifen und dann weggehen.
Jetzt fühlte sie sich besser!
Ein letztes Mal holte sie in ihrer liegenden Haltung Luft, dann drückte sie den Oberkörper hoch, drehte sich dabei nach rechts, schwang die Beine herum, und ihre Füße fanden zielsicher die flachen Pantoffeln. Dabei schielte sie automatisch nach rechts, wo der kleine Digitalwecker seinen Platz hatte.
Mitternacht war vorbei. Seit etwa dreißig Minuten. Lucille rechnete nach. Sie hatte sich an dem letzten Abend ziemlich spät hingelegt. Und sie hatte zuvor eine Flasche Rotwein geleert, um die nötige Bettschwere zu bekommen.
So hatte sie versucht, die Träume zu überlisten. Es war ihr nicht gelungen. Sie waren zurückgekehrt.
Einem Raubtier ähnlich, das seine Beute nicht aus den Krallen ließ, auch wenn es sie mal kurz losließ, dann aber wieder zuschnappte.
Lucille stand auf. Sie tat es mit normalen, kräftigen Bewegungen. Da war nichts Leidendes und Schweres mehr, es klappte wunderbar. Wieder kam ihr in den Sinn - wie früher.
Sie stand vor dem Bett.
Durchatmen, sich damit abfinden, daß sie sich nichts einbildete, daß es kein Traum war, denn es ging ihr gut.
GUT GUT GUT!
Sie hämmerte sich dieses Wort immer wieder ein. Es sägte in ihr Gehirn, aber es zersägte den Kopf nicht. Sie war in der Lage, ihre eigenen Gedanken zu steuern und wurde nicht mehr von Alpträumen kontrolliert. Das Schloß verlassen und damit die Grenze überschreiten, das war es, was sie wollte.
Im Sommer schlief sie oft nackt. Zu dieser Jahreszeit allerdings hatte sie sich das wollene Nachthemd übergestreift, dessen Saum über ihre Füße schleifte. Der Raum war groß genug, um einen breiten Kleiderschrank zu beherbergen. Auf ihn lief sie zu. Im Dunkeln tappte sie weiter. Sie kannte sich aus, sie wußte genau, wo sie hinzugreifen hatte.
Zu den Fenstern schaute sie nicht hin. Nur keinen Blick nach draußen werfen, sie hätte enttäuscht werden können. Sosehr sie das kochende Meer auch liebte, in Nächten wie diesen machten ihr die hohen, schaumigen Wellen angst.
Lucille streifte das Nachthemd ab. Sie schlüpfte in den Slip, dann griff sie zielsicher zu einem dunkelgrauen, schlichten Wollkleid, das vorn eine Reihe von dunklen Köpfen aufwies. Die flachen Slipper mit den Kreppsohlen standen auf dem Boden des Schranks. Lucille mußte sich bücken, um die Schuhe hervorzuholen. Mit zwei glatten Bewegungen schlüpfte sie hinein, zog sich danach hastig wieder aus, um nach anderen Sachen zu greifen. Sie wollte ja weg, da war es

besser, wenn sie eine Hose ebenso überstreifte wie einen Pullover. Beides war dunkel. Auch die Strumpfhose zeigte eine dunkle Farbe und wärmte sogar.

Jetzt war alles klar.

Der Mantel rutschte vom Bügel, als sie daran zupfte. Lucille zog ihn noch nicht an, sondern hängte ihn locker über ihren Arm. Sie fühlte sich viel mutiger, und sie wunderte sich auch nicht über den Drang, der sie zum Fenster hintrieb.

Es war sehr groß. Aus ihm hätte man normalerweise drei Fenster machen können, und die obere Abtrennung wurde durch einen Rundbogen gebildet. Über den Holzboden bewegte sich Lucille auf ihr Ziel zu, und sie spürte dabei den leichten Schauer, der über ihre Haut tanzte. Eine Warnung?

Nein, daran glaubte sie nicht. Es war nur das berühmte Kribbeln, das sie von früher her kannte.

Sie umrundete einen kleinen Tisch, auf dem eine alte Eisenvase stand, und blieb so dicht vor dem Fenster stehen, daß sie auch hinausschauen konnte.

Nichts trübte oder verwehrte ihren Blick. Sie schaute über das flache Land bis hin zu den Klippen, wo das Gelände ziemlich steil nach unten abfiel. Das Meer war dort nicht zu sehen, nur zu hören.

Ein immerwährendes Hämmern, Klatschen und Brausen, wenn die Wellen mit elementarer Wucht gegen das Gestein geschleudert wurden und dort zu hohen Gischtfahnen zersprühten.

In dieser Nacht gab es weder einen Sturm noch einen Orkan. Sie war ruhig geblieben. Ein normaler Wind kämmte die Wellen, und in der Ferne, am Horizont, da erschien es ihr, als würden sich die Wellen mit dem dunklen, wolkenreichen Nachthimmel vermählen.

Der Mond hielt sich ebenso versteckt wie die Sterne. Nichts sollte diese düstere Nacht erhellen.

Lucille stand vor dem Fenster, beide Hände gegen das Glas gelegt, und sie fragte sich, worauf sie eigentlich wartete. Was hatte sie hergetrieben? Es war doch nichts zu sehen, Oder doch?

Plötzlich vereiste sie innerlich. Zuckend bewegte sie ihren linken Arm, über den sie den Mantel gelegt hatte. Er geriet ins Rutschen und landete auf dem Boden.

Sie hatte etwas gesehen.

Es war keine Täuschung gewesen, denn auch beim zweiten Hinschauen blieben die Gestalten.

Gestalten?

Nein, das waren keine Gestalten. Das waren die Schatten mit den glühenden Augen, die Wesen aus ihren Alpträumen.

Sie waren gekommen, um Lucille Anderre zu holen!

***

Leere - nur völlige Leere!
Der brutale Fall von einem Zustand in den anderen war für sie nicht so leicht zu fassen. Sekunden zuvor hatte sie noch in einem gewissen Hochgefühl geschwebt und war darüber froh gewesen, die Zeit der Depression hinter sich zu haben, doch jetzt sah alles anders aus.
Knall auf Fall!
Sie zitterte am gesamten Körper. Ohne es richtig zu merken, wischte sie über ihre Augen, ließ die Hand wieder sinken, starrte abermals durch die Scheibe und spürte den Stich, der sie mitten ins Herz traf.
Die Schatten waren noch da.
Oder war es nur einer?
Noch einmal wischte sie über die Augen. Dabei spürte sie wieder den kalten Schweiß auf ihrer Stirn, der jetzt wie Öl auf der Innenfläche klebte.
Es war grauenhaft, es war keine Einbildung. Zwischen dem Fenster und der Klippe hielt sich die Gestalt auf. Grau, schwarz, sehr dunkel, finsterer als die Nacht und dabei mit glühenden Augen versehen. Augen, die genau auf das Fenster gerichtet waren, die nur ein Ziel kannten, nämlich sie.
Lucille wollte zurückweichen. Sie konnte diesen alptraumhaften Anblick nicht ertragen. Das Gehirn sandte den Befehl ab, nur erreichte er nicht ihren Körper. Sie blieb regungslos stehen, als wäre sie von diesem Schatten gebannt worden.
Zwei Augen, zwei glühende Kohlestücke. Unheimlich, verschwommen, aber dennoch voller Kraft steckend. Ein Wesen, das es nicht geben durfte. Ein Etwas, das seine Welt verlassen hatte; um in die andere hineinzutauchen. Lucille Anderre konnte auch nicht aus der Tatsache Hoffnung schöpfen, daß dieser Schatten allein erschienen war. Ob einzeln, zu zweit oder zu dritt. Die Gefahr blieb, und Lucille fühlte sich diesem Spuk so schrecklich unterlegen.
Ihr Herz klopfte nicht, es wummerte.
Harte Schläge, die sie sogar hörte.
Was tun? Wohin?
Die Fragen quälten sie. Fieberhaft suchte sie nach einem Ausweg, aber ihr Gehirn war nicht mehr in der Lage, logisch zu denken. Zu sehr schockte sie der echte Anblick dieser mörderischen Schattengestalt nicht weit von ihrem Fensterplatz entfernt.
Starr, ohne sich zu bewegen. Der Wind schien für die oder das Fremde überhaupt nicht vorhanden zu sein. Dabei hätte sie weggefegt werden können, vielleicht sogar müssen, weil sie eben nicht so kompakt und durchscheinend war.
Lucille löste zuerst die rechte, danach die linke Hand vor der Fensterscheibe. Auf dem Glas blieben die fettigen Spuren zurück, und auch ihr Atem hatte dort eine dünne Schicht hinterlassen.

Und plötzlich konnte sich Lucille bewegen. Sie ging den ersten Zitterschritt, auch den zweiten und wunderte sich darüber, wie einfach es war, dieser Gefahr zu entrinnen.

Ein Lachen löste sich aus ihrer Kehle. Es klang heiser, aber auch erleichtert.

Lucille versuchte es wieder. Noch einen Schritt, dann den nächsten, den übernächsten. Sie kam sich vor wie eine über dem Boden schwebende Person, kein Kontakt mehr mit dem Boden. Nach der Schwere der letzten Zeit war alles so wunderbar leicht geworden.

Und sie hielt ihren Blick auf das große Fenster gerichtet, hinter dem sich der Schatten mit den roten Augen allmählich auflöste. Zumindest bildete sich Lucille dies ein, dabei lag es nur an der Distanz, die sich immer mehr vergrößerte.

Die Frau erreichte die Tür. Sie sah es nicht, sie spürte es nur, denn sie prallte mit dem rechten Ellbogen dagegen. Dieser doch harte und plötzliche Widerstand riß sie zurück in die Wirklichkeit.

Kein Schweben mehr nur das Ziehen im Arm, wo ein bestimmter Nerv malträtiert worden war.

Lucille drehte sich um.

Die Tür war dunkel. In diesem verdammten Haus war sowieso alles dunkel. Ein Haus, das sie nicht mochte, das aber zu ihrem Erbe zählte. Sie hätte es am liebsten verbrannt oder in die Luft gesprengt.

Lucille wußte, daß sie sich das nicht leisten konnte. Sie war gefangen in diesem verfluchten Kreis, und sie würde noch einen letzten Versuch unternehmen, um dem Schatten zu entkommen.

Dabei hatte die Flucht geklappt. Ich habe nur den Fehler begangen, dachte sie, in dieses Haus zu laufen. Ich hätte es nicht tun, sondern mich irgendwo verkriechen sollen. Tief in der Erde verstecken, in einer Höhle, wo ich…

Endlich war die Tür offen.

Zweimal hatte Lucille es probiert, und die Tür hatte immer wieder geklemmt. Jetzt war sie aus dem Schlafraum heraus und fand sich in diesem hohen Wandelgang wieder, in dem sie sich ebenfalls so schrecklich verloren vorkam. Wenn sie die Arme seitlich ausstreckte, war es ihr nicht möglich, die Wände zu berühren. Sie sahen düster aus, sie waren alt, und sie sahen aus wie graue Fahnen, die an ihr vorbeiglitten. Dabei war sie es, die lief, und sie hörte das Schmatzen der Sohlen auf dem glatten Gestein. Ihr Kopf bewegte sich, sie tat es nicht mal bewußt, es kam ihr vor wie eingeimpft. Stets nach rechts und nach links schauen, auf der Suche nach irgendwelchen Verfolgern, denn so etwas war sie gewohnt.

Verfolger im Nacken!

Nie direkt spürbar, aber Augen, die sie belauerten. Dort, wo sie herkam, war sie nicht akzeptiert worden. Man hatte sie kontrolliert,

ständig unter Beobachtung gehalten, auch wenn die anderen so getan hatten, als wäre dies nicht wahr.

Lucille lief weiter. Nicht sehr schnell, sie schonte ihre Kräfte, aber die Bilder der Erinnerung konnte sie nicht vertreiben. Die waren in ihrem Gedächtnis wie eingraviert, und es kam ihr vor, als wäre sie in der Lage, sie abrufen zu können. Jedes Bild stand für eine winzige Dauer da, bevor es verschwand.

Die enge Kammer - der Schnee draußen - die anderen Frauen - die bösen glatten Gesichter - die verkniffenen Lippen - manchmal ein wissendes Lächeln - die taxierenden Blicke…

Es war nie groß darüber gesprochen worden, aber all diese Dinge hatten Lucilles Angst aufgewühlt.

Kleinigkeiten, die sich zu einer gewissen Summe addierte hatten, und unter dem Strich war dann ihre schreckliche Angst geblieben.

Sie war geflohen.

Mitten in der Nacht.

Einfach weggelaufen. Dabei hatte sie auf ihr Glück vertraut, und dies nicht zu Unrecht, denn es war ihr gelungen, ein Auto anzuhalten. Dessen Fahrer hatte sie weggebracht. Zusammen mit seiner Frau war er unterwegs gewesen, und die Dankbarkeit der jungen Frau diesen Leuten gegenüber war grenzenlos.

Lucille bekam einen Schub. Diesmal erwachte sie aus ihren Tagträumen und fand sich wieder in der Düsternis der großen Schloßhalle, dem Zentrum des Baus.

Sie war nicht leer, aber die wenigen Möbelstücke verloren sich in dieser grauen, schattigen Weite.

Bis hierher hatte sie es geschafft. Lucille war nicht froh darüber, nur ein wenig erleichtert. Sie drehte sich und schaute den Weg zurück, aber es war niemand zu sehen, der ihr gefolgt wäre. Kein Schatten mit roten Augen bewegte sich lautlos über den Steinboden. Die Stille hielt sie fest. Sie umschmiegte sie. Hier war das Rauschen der Wellen nicht mehr zu hören. Die dicken Mauern hielten alles ab.

Lucille erholte sich. Sie hatte es eilig, aber sie wollte nicht in Panik verfallen. Sie mußte nachdenken und zu einem Ergebnis kommen, um dann das Richtige zu tun.

Urplötzlich fielen ihr wieder die Sätze aus dem Traum ein. So ungemein schnell und motivationslos, daß sie zusammenzuckte und sich duckte. Ihr Gesicht verzog sich. Sie dachte dabei an eine geistige Folter, die sie sich selbst zufügte. Es gab einfach keinen Grund, so zu denken, nur konnte sie nicht anders.

»Warum hört das nicht auf?« fragte sie keuchend und schaute gegen die hohe Decke. »Was habe ich euch denn getan? Was ist denn los? Warum hört es nicht auf…?«

Die Decke schwieg. Keine Antwort. Stille, die dumpfe Ruhe zwischen

den alten Wänden, die eine gewisse Kühle abstrahlten und sie umfaßten wie kalte, tödliche Schatten.

Lucille ging weiter. Mechanisch bewegte sie sich auf das Portal zu. Eine hohe Tür, verziert mit Schnitzereien, passend zum Château, aber von ihr nicht gemocht.

Mit beiden Händen mußte sie die Tür aufziehen. Dabei holte sie tief Atem, keuchte, strengte sich an, hatte es endlich geschafft und blieb für einen Moment starr stehen, als die Geister sie erwischten.

Kalte Geister, die in ihr Gesicht bliesen, die Haare zerwühlten und sie das Meer schmecken ließen.

Es roch nach Frische, aber auch nach Angst!

Lucille schauderte zusammen. Angst? Wieso kann man Angst riechen? Sie glaubte, es wäre alles nur Einbildung. Die Angst kann man nicht riechen, sie ist einfach da, sie ist ein Stück Seele. Lucille beschäftigte sich mit diesem Gedanken, während sie endlich dieses für sie mächtige Gefängnis verließ.

Sie lief hinein ins Freie und hinaus in die Nacht, die sie mit ihren Schattenarmen umfing. Wind zerrte an ihren Haaren und ließ sie flattern wie eine Fahne. Der Himmel über ihr war weit, groß und wuchtig. Das Schloß stand auf dem Fels wie eine Trutzburg. Es stemmte sich gegen die Unbilden der Natur, es war ein Bollwerk gegen die Gestalten wie Wind und Wetter. Über lange Zeit hatte es schon standgehalten, und es würde auch weiterhin standhalten.

Aber ohne Lucille Anderre. Sie wollte es einfach nicht. Sie war nicht in der Lage, hier zu leben, und auch dorthin, von wo sie geflohen war, würde sie nicht mehr hingehen. Sie würde versuchen, ihr Leben auf die eigenen Beine zu stellen, und dabei mußte sie ganz von vorn anfangen. Ohne Geld, ohne einen Franc in der Tasche, aber mit einem eisernen Willen und einer großen Portion Optimismus versehen. Sie war jung, die andere Welt stand ihr offen, und sie würde sich durchbeißen, davon ging sie aus. Sonst hätte sie es nicht versucht.

Ihre Beine bewegten sich den Weg entlang. Das Schloß lag hinter ihr. Nur einmal drehte sie sich um. Lucille wollte es nicht, sie erschrak trotzdem, denn der Bau war für sie nichts anderes als eine Drohung aus Stein, die jeden Augenblick über sie zusammenbrechen konnte. So sollten Elternhäuser beileibe nicht sein. In diesem Schloß hatte sie nie das gefunden, was sie suchte.

Einsamkeit, Himmel, Wind - das alles waren ihre Begleiter, als sie mit hastigen Schritten durch die Nacht eilte. Plötzlich wurde ihr bewußt, daß sie ihren Mantel nicht mitgenommen hatte. Sie fror, denn der kalte Wind blies durch den Pullover.

Lucille Anderre drückte den Kopf nach vorn. Sie wollte den Wind auch nicht mehr in ihrem Gesicht spüren, doch sie mußte auch so zurechtkommen, und irgendwann würde sie schon einen wärmeren

Ort finden.

In den Kerker mit dir! In den Kerker mit dir!

Lucille schrie auf, denn diese schrecklichen Gedanken hatte sie sich nicht gewünscht. Der Kerker sollte sie nicht bekommen; der Kerker war grauenhaft. Der Kerker war für sie das Schlimmste, was sie sich vorstellen konnte.

Sie gab nicht acht. Die Beine reagierten nicht so, wie sie es gern gehabt hätte. Lucille stolperte, ohne den Schwung wieder abfangen zu können, und sie landete auf dem kalten Boden. Mit dem rechten Handballen rutschte sie über die Erde hinweg, schrammte sich die Haut am Gestein auf, rollte sich über die Schulter ab, um dann wieder auf die Beine zu kommen.

Sie blieb stehen, bog den Rücken durch, atmete heftig, wobei sie trotz der Kälte den Schweiß auf der Stirn spürte. Vorsichtig drehte Lucille den Kopf und schaute zurück.

Sie war eine ziemliche Strecke gelaufen. Nur kam es ihr vor, als hätte sie kaum etwas zurückgelegt.

Das Schloß wirkte noch so verdammt nah. Es zeichnete sich in der Dunkelheit ab, als hätte es jemand gemalt. Sie hörte auch wieder das Tosen der Wellen, und die Echos rauschten in ihren Ohren.

Woher kamen die Kopfschmerzen? Sie wußte es nicht, sie waren da, und sie waren wie eine Warnung.

Vor wem?

Sie schaute sich um.

Und sie sah den Schatten!

***

Zwei glutrote Augen in der tintigen Schwärze. Keine Chance mehr, diesem Unheil zu entkommen.

Der Schatten stand nur wenige Schritte entfernt. Er lauerte, er würden sie packen, er würde sie fertigmachen, er würde wie der kalte Hauch des Todes auf sie zukommen, sie streifen, vielleicht in sie eindringen, sie auffüllen und…

Lucille Anderre konnte nicht mehr denken. Da war für sie eine Welt zusammengebrochen. Alles, was sie sich bisher aufgebaut und vorgestellt hatte, gab es nicht mehr. Keine Zukunft für sie, alles war so schrecklich anders.

Dunkel, negativ…

Es gab kein Entrinnen mehr, der Schatten hatte mit ihr gespielt. Er hatte ihr die Flucht vorgegaukelt, um sie letztendlich zu stellen. Sie wußte nicht mal, ob er lächerlich oder gefährlich aussah. Andere hätten ihn vielleicht als lächerlich angesehen, sie tat es nicht. Auf keinen Fall nicht in ihrer Lage.

Umsonst! schoß es Lucille durch den Kopf. Es ist alles umsonst

gewesen.

Sie bückte sich. Furcht steckte in ihr. Das Herz schlug viel lauter als normal. Die Luft war kälter geworden, fast eisig. Es lag nicht am Wind, der Grund mußte der Schatten sein. Lucille fiel ein, daß so oft von der Kälte des Todes gesprochen wurde. Der Schatten war kalt. War das die Kälte des Todes?

Ein Schauer rann über ihren Rücken. Er fraß sich fest. Sie spürte ihre Angst, zugleich auch die Neugierde, und sie wartete darauf, wie der Schatten reagieren würde.

Kam er auf sie zu?

Ja, aber sie hörte ihn nicht. Seine Bewegungen waren lautlos, ein Fließen über den Boden. Nichts zu hören, und die Kälte verdichtete sich zu einem Eisblock.

Lucille streckte die Arme aus.

Eis kroch über ihre Fingerspitzen und weiter die Arme hoch. Wie verflüssigtes Gas rann es weiter, erreichte die Brust, auch die Schultern und dann das Gesicht.

Die Frau hielt den Mund offen. Sie hatte ihn wieder schließen wollen, es war ihr nicht mehr möglich, denn der eisige Gruß tauchte tief in sie ein und ergriff Besitz von ihr.

Und Lucille fühlte nichts mehr. Bewußtlos sank sie zusammen. Sie war allein, ohne Schatten.

Aber er war trotzdem da, und er hatte sein Ziel endlich erreicht!

***

Ich hatte die große Tasse Café au lait vor mir stehen, schaute gegen den Dampf, hob die Schale dann mit beiden Händen an, führte sie zum Mund und trank einen kleinen Schluck.

Begeistert war ich nicht. Ich träumte automatisch vom Kaffee meiner Sekretärin Glenda Perkins, die es schaffte, ihn wirklich perfekt zu kochen.

Irgendwie kam mir das Zeug in der Tasse zu cremig oder auch milchig vor, egal, ich hatte ihn bestellt, nahm den nächsten Schluck und schaute dann aus dem Fenster des Lokals, dessen Lage man mit dem Wort außergewöhnlich umschreiben konnte.

Mein Blick fiel auf das Meer. Auf eine rauhe, wilde und winterliche See, die nie aufhörte, gegen die Küste anzurollen.

Hier oben im Norden war Frankreich anders als im Süden. Hier war es rauh, hier lebte ein besonderer Menschenschlag. Das waren die Apfelfarmer, die den weltberühmten Calvados herstellten.

Ein rauhes Land. Ich verglich es mit Cornwall im Südwesten unseres Landes, denn dort war die See ebenfalls rauh und wild, da wuchtete sie gegen die Felsen, ohne sie jedoch vertreiben zu können.

In meiner Umgebung war es ziemlich leer. Nur an wenigen Tischen

saßen Gäste. Im Sommer würde das sicherlich anders sein, zu dieser Zeit aber hatte die einzige Bedienung sogar noch Muße, sich einmal richtig auszugähnen. Sie war eine Frau mit blond gefärbten Haaren, ziemlich drall, und als sie meinen Blick sah, da mußte sie grinsen und hielt schnell eine Hand vor den Mund.

Neben mir lag auf einem Teller ein Croissant. Frisch aus dem Ofen, es schmeckte gut, machte zwar nicht satt, aber das wollte ich auch nicht werden.

Ich hoffte, daß Marco Anderre bald zurückkehrte! Er war nur fortgegangen, um mit seiner Schwester zu telefonieren. Ob er sie diesmal erreichte? Viel Hoffnung hatte er nicht, und ich ebenfalls nicht. Wegen des Verschwindens seiner Schwester war ich überhaupt mit Marco zusammengetroffen. Damit hatte ich gleichzeitig einem alten Freund, Abbé Bloch, einen Gefallen getan, denn er und Marco befürchteten Schlimmes.

Marco Anderre gehörte zum weiteren Kreis der Templer. Er lebte nicht in der Enklave des Abbés, sondern gehörte zu den Menschen, die sich im Lande umschauten. Er war so etwas wie ein Scout, immer auf der Suche nach Verbindungen, die Vergangenheit und Gegenwart verknüpften.

Lucille Anderre hatte sich entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Ihr älterer Bruder hatte sie davon nicht abhalten können, denn nach dem Tod der Eltern, vor zwei Jahren, hatten die beiden allein dagestanden.

Zu dieser Zeit war Marco bereits bei den Templern verbandelt gewesen, obwohl er offiziell noch einem Beruf nachging, denn die Anderres gehörten zu den Menschen, die riesige Apfelplantagen bewirtschafteten. Das alte Schloß, in dem sie wohnten, war Familienbesitz, doch die Kinder hatten sich in den grauen Mauern nie richtig wohlgefühlt. Sie waren beide froh gewesen, endlich auf eigenen Beinen zu stehen.

Nach dem Tod der Eltern stand das Schloß leer. Hin und wieder wurde es von Marco und Lucille besucht, von der jungen Frau allerdings weniger, denn die Regeln im Kloster waren ziemlich streng.

Und eben aus diesem Nonnenkloster heraus hatte Marco der Hilfeschrei seiner Schwester erreicht.

Sie hatte Angst, sie fühlte sich von schrecklichen Wesen verfolgt, von Monstern und Schatten, die um sie herum waren, und sie hatte niemand gehabt, an den sie sich wenden konnte, denn auch die Schwestern waren für sie plötzlich zu Feindinnen geworden. Lucille hatte ihrem Bruder davon berichtet, daß sie sich als Beute ansah. Als Beute für die Schwestern.

Was stimmte, wußten wir nicht. Jedenfalls witterte der Abbé mehr dahinter. Er hatte mich gebeten, den jungen Templer-Freund zu unterstützen, und so war ich nach Frankreich gefahren, um mich hier

mit Marco Anderre zu treffen.

Er wollte der Sache auf den Grund gehen. Hinzu kam, daß er von seiner Schwester lange nichts gehört hatte. Einige Hilferufe, dann war die Verbindung abgebrochen, und auch im Kloster wußte man angeblich nicht, wo sich Lucille aufhielt.

Im Schloß jedenfalls war sie nicht, da hatten wir schon nachgeschaut, aber wir hatten auch einige Spuren entdeckt. Zum Beispiel einen Mantel, der im Zimmer der jungen Frau auf dem Boden gelegen hatte. Wir hatten auch das zerwühlte Bett gesehen, sie war also in ihrem elterlichen Schloß gewesen und mußte es fluchtartig verlassen haben. So war es uns zumindest vorgekommen.

Marco hatte vorgeschlagen, dem Kloster einen Besuch abzustatten, und wir befanden uns auf dem Weg zu unserem neuen Ziel, hatten in diesem Lokal nur eine kurze Pause eingelegt, unter anderem auch deshalb, weil Marco telefonieren wollte.

Suko, der in London geblieben war, hatte mich um meinen Job nicht gerade beneidet. Auch ich hätte mich gern ein paar Tage ausgeruht, denn die ersten beiden Wochen des neuen Jahres waren verdammt turbulent und gefährlich gewesen, denn da waren wir auf die Satanssöhne getroffen und hatten es leider nicht geschafft, diese Vereinigung zu zerschlagen. Jedenfalls war sie schwer angeschlagen, und die restlichen Mitglieder würden Mühe haben, sich von dem Schlag zu erholen. Bis dahin würde Zeit verstreichen.

Ich aß mein Croissant auf, leerte auch die Tasse, ließ mich von dem prächtigen Blick ablenken, doch ein plötzlicher Gedankenstoß riß mich aus diesem Panorama hervor.

Ich schaute auf die Uhr.

Himmel, es war viel Zeit verstrichen. Mehr als eine Viertelstunde war er schon weg! Wenn ich mich nicht zu sehr irrte, lief die Zeit bereits auf eine halbe Stunde zu.

Wollte er so lange telefonieren?

Daran konnte ich nicht so recht glauben. Natürlich gab es Gründe, ein langes Telefongespräch zu führen, aber der Anruf beim Kloster würde nicht so lange dauern.

Oder war etwas passiert?

Dieser Gedanke wollte mich nicht loslassen. Ich drehte mich auf dem Stuhl und stand auf. Im Stehen bekam ich einen besseren Überblick. Die Theke befand sich an der linken Seite. Dort stand die blonde Bedienung und nuckelte an einer Zigarette.

»Haben Sie noch einen Wunsch, Monsieur?« fragte sie, als ich an ihr vorbeiging.

»Nicht direkt, ich suche ein Telefon.«

»Neben den Toiletten.«

»Außen oder innen?«

»Außen.«
»Merci.«
Ich ging und wußte, daß die Blonde auf meinen Rücken starrte, was mir letztendlich egal war. Das Telefon war zwischen den beiden Toilettentüren in eine Nische hineingebaut worden. Dort war es ziemlich dunkel, deshalb schaltete ich das Licht ein. Auch ohne Licht hatte ich bereits festgestellt, daß die Telefonnische leer war. Ich sah nur das an der Wand hängende Telefon, mehr nicht. Marco Anderre war verschwunden. Aber er war nicht mehr zu mir an den Tisch zurückgekehrt, und das ließ mein Mißtrauen natürlich steigen. Es wurde angefacht wie eine Flamme. Ich glaubte sogar, einen roten Kopf zu bekommen, blieb unschlüssig vor der Nische stehen und dachte darüber nach, warum Marco wohl verschwunden war.
Es gab für mich keine logische Erklärung. Wir hatten uns gut verstanden, wir hatten uns vertraut, er wäre nie auf den Gedanken gekommen, einfach abzutauchen und den weiteren Weg allein zu gehen.
Freiwillig bestimmt nicht.
Und unfreiwillig?
Genau da fing das Problem an. Unfreiwillig bedeutet entführt, nicht aus eigenem Willen gehandelt zu haben, und ich wollte wissen, deshalb ging ich wieder zurück und stellte mich neben die Bedienung, die dabei war, ihre Kippe im Ascher auszudrücken.
Die Frau blickte mich an. »Haben Sie einen Wunsch, Monsieur?«
Ich schaute in ihre dunklen Augen, die nicht zu den hellen Haaren passen wollten. »Wunsch kann man nicht direkt sagen. Ich hätte da mehr eine Frage.«
»Bon, fragen Sie!«
»Haben Sie zufällig den jungen Mann telefonieren sehen, mit dem ich zusammen war?«
»Den Schwarzhaarigen mit den Locken und der dunklen Kleidung?«
»Genau.«
»Der hat telefoniert.«
»Und dann? Was geschah dann? Er kehrte nicht mehr zu unserem Tisch zurück.«
Ihr rechter Arm beschrieb einen Bogen, und der ausgestreckte Finger deutete an mir vorbei in Richtung Toilettentür. »Dahinter ist er verschwunden, Monsieur.«
»Sind Sie sicher?«
»So sicher wie das Amen in der Kirche.« Sie grinste mit ihren rot geschminkten Lippen. »Er scheint eine längere Sitzung zu haben, wenn er bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ist. Das soll es ja geben. Am Kaffee lag es bestimmt nicht, auch nicht an unserem Essen. Kann auch sein, daß er durch das Fenster abgehauen ist…«

»Daran glaube ich nicht.«
»Was meinen Sie, wie viele Zechpreller es gibt. Wie oft habe ich dem Chef vorgeschlagen, die Fenster dahinter zu vergittern. Er hat es immer wieder auf die lange Bank geschoben, es hat sich nichts getan. Ist aber nicht mein Problem.«
»Haben Sie denn unsere Rechnung parat?«
»Ja, schon ausgedruckt.«
»Dann werde ich zahlen.«
»Gut.«
Ich bekam den Beleg, kramte Geld aus der rechten Hosentasche und erhöhte die Summe.
»Oh, merci.«
»Keine Ursache.« Ich drehte mich von der Frau weg und steuerte die Tür mit dem aufgeklebten Mann an. Ich drückte sie zunächst vorsichtig auf, und es war mir dabei egal, was die Kellnerin dachte, die mich beobachtete. In den letzten zwei Minuten waren meine Befürchtungen gewachsen, daß etwas passiert sein könnte. Dementsprechend behutsam ging ich vor.
Nichts passierte. Es war alles normal, auch die Umgebung, denn ich erreichte einen Vorraum, dessen Boden mit kleinen schwarzen und gelben Kacheln gefließt war. An der linken Seite verteilten sich vier Waschbecken. Über jedem hing ein Spiegel. Ein Seifenspender war ebenfalls vorhanden, und in einem Behälter stapelten sich die Papiertaschentücher.
Von Marco Anderre entdeckte ich keine Spur. Das Deckenlicht leuchtete den Raum schattenlos aus.
Es war in der Mitte durch eine Wand geteilt, in die man eine Schwingtür eingebaut hatte. Hinter ihr lagen die normalen Toiletten und auch drei Kabinen.
Mein Blick suchte das Fenster. Ich fand es an der linken Seite. Es war tatsächlich nicht vergittert, aber auch nicht richtig verschlossen, denn man hatte es gekippt, und die Luft drang von zwei verschiedenen Seiten her in den Raum.
Vor den Becken stand ebenfalls niemand, also blieben die drei Kabinen. Ich rief Marcos Namen.
Eine Antwort bekam ich nicht, deshalb öffnete ich sofort die mir am nächsten liegende Tür, schaute in die leere Kabine hinein, dann riß ich die zweite Tür auf, auch in diesem kleinen Raum befand sich niemand.
Als ich die dritte Tür aufzerren wollte, zögerte ich. Hinter ihr hatte ich ein leises Geräusch gehört, das trotz allem ziemlich gefährlich klang. Wie ein Keuchen oder Knurren.
Ich wurde vorsichtig.
Ein Loch, durch das ich schauen konnte, gab es nicht. Noch ließ ich

die Beretta stecken, faßte nach dem Türknauf aus Kunststoff und wuchtete die nicht verschlossene Tür auf, während ich gleichzeitig zurücksprang und erst dicht an dem Becken stehenblieb.

In der Kabine hockte er auf dem Boden wie ein Läufer an der Startlinie. Seine Hände, die auf den Fliesen lagen, zitterten ebenso wie die Arme. Er atmete nicht, er keuchte, aber das war nicht das, was mich störte. Am schlimmsten hatte es seine Augen erwischt.

Sie glühten im düsteren Feuer der Hölle!

***

Auf Grund meiner Erfahrungen bin ich nicht so leicht zu überraschen, diesen Anblick aber hatte ich mir nicht vorgestellt. Marco war in der Zwischenzeit verwandelt oder in Besitz genommen, denn anders konnte ich mir die Veränderung in seinen Augen nicht erklären.

Wer oder was sich dort eingenistet hatte, war feindlich, und auch Marcos Gesicht zeigte längst nicht die Entspannung, wie ich es von ihm gewohnt war.

Er hatte den Mund verzogen, er knurrte wieder leise. Seine Augen fixierten mich. Sie rollten dabei, sie wollten mich wie Dolche erstechen, sie waren grausam und böse.

»Marco…«

Er hatte meine Stimme gehört, aber er reagierte anders, als ich es erwartet hatte. Aus seiner gebückten Haltung schnellte er hoch, warf sich dann nach vorn und stürmte wie ein lebendes Geschoß auf mich zu. Er wollte mir an den Kragen, das stand fest, er wollte mich niederschlagen, er wollte vielleicht sogar töten.

Ich reagierte sofort.

Mit einer Drehbewegung nach rechts wich ich ihm aus. Beinahe hätten wir uns noch gestreift, so aber rannte er an mir vorbei und prallte mit dem Bauch gegen die vordere Kante eines Waschbeckens. Er kippte mit dem Kopf nach vorn und prallte gegen den Spiegel, riß ihn herum. Mir fuhr sein schriller Schrei entgegen, als er versuchte, seine Finger in meine Augen zu stechen.

Ich wich aus und stieß ihn hart zurück.

Vom Waschbecken taumelte er auf das Fenster zu. Die Arme ausgebreitet, als suchte er irgendwo einen sicheren Halt.

Es hatte keinen Sinn. Ich mußte es auf eine andere Art und Weise versuchen und holte das Kreuz hervor. Schnell, sicher und glatt waren meine Bewegungen. Es funkelte im Licht der Lampe, als ich die Kette hielt. Dieser Reflex hatte auch Marco erreicht, der sich augenblicklich umdrehte und mir den Rücken zuwandte.

Ich sah etwas zwischen ihm und der Scheibe in die Höhe huschen. Ein Schatten, eine Bewegung, wie auch immer. Nur für einen Moment,

dann war der Schatten weg.

»Marco!«

Er hörte meine Stimme, wurde herumgerissen und starrte mich an. Ich sah ihn und konnte nur den Kopf schütteln, denn seine Augen waren wieder normal geworden.

Dunkel, nicht mehr böse. Ein etwas flackernder Blick, aber das war alles normal.

Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden, weil ich sicher war, es nicht mehr zu brauchen. Außerdem mußte Marco Anderre Zeit bekommen, sich wieder zu erholen.

Der Fünfundzwanzigjährige schüttelte den Kopf. Dann preßte er seine Handfläche gegen die Stirn, schloß die Augen, atmete pfeifend, räusperte sich und ließ die Hand wieder sinken, um sich umzuschauen.

Sein Blick sagte mir, daß er überhaupt nicht wußte, was mit ihm in den letzten Minuten und wahrscheinlich auch zuvor geschehen war. Er kam damit nicht zurecht. Er schaute sich verwirrt um, bewegte die Augen, dann den Kopf, stöhnte und kam mit etwas tappenden Schritten auf mich zu.

»John, was ist los gewesen?«

»Das möchte ich von dir wissen.«

»Von mir?« Er runzelte die Stirn. »Tja, ich weiß nicht. Ich komme damit nicht zurecht…«

»Kannst du dich nicht erinnern?«

»Nein, ja, vielleicht später.«

»Komm, wir gehen erst mal zurück in das Lokal. Du mußt einen Schluck trinken,«

»Meinst du?«

»Immer.«

Er ging neben mir her wie ein kleines Kind, das sich voll und ganz auf seinen Vater verläßt. Die blonde Kellnerin schaute uns aus großen Augen an. »Das ist er ja«, sagte sie, als sie von einem Tisch zurückkehrte, wo sie eine vierköpfige Familie mit Kaffee und Milch versorgt hatte.

»Ja, natürlich.«

»Ihr Freund sieht aber nicht gut aus.«

»Ihm war übel geworden.«

»Nicht von unserem Kaffee.«

»Das hat auch keiner gesagt. Wenn Sie uns ein Wasser bringen könnten?«

»Am besten zwei.«

»Mach ich.«

Wir nahmen wieder an dem Tisch Platz, wo wir schon zuvor gesessen hatten, und Marco Anderre wischte mit beiden Händen durch sein

Gesicht, bevor er sich zurücklehnte, den Kopf drehte und hinein in die Weite der Landschaft schaute, als könnten sie und das Meer ihm Antworten auf seine Fragen geben.

Die Blonde brachte eine große Flasche Wasser und zwei Gläser. Sie wollte einschenken. »Bitte, das machen wir selbst.«

»Wie Sie wollen.« Mit schwingenden Hüften verließ sie den Tisch und konnte erkennen, daß ihr keiner von uns nachschaute. Gerade Marco war mit anderen Dingen beschäftigt, die durch seine Gedanken wühlten. Er suchte in der Erinnerung nach und drehte den Kopf erst, als er das Gluckern hörte, mit dem das Wasser aus der Flasche in die beiden Gläser rann.

Ich stellte die Flasche auf die Tischmitte. »Nun, Marco?«

Er hob die Schultern. »Jetzt sitzen wir hier, als wäre in der Zwischenzeit nichts passiert.«

»Aber das stimmt nicht. Es ist etwas geschehen.«

»Kann man wohl sagen.«

»Du müßtest es berichten. Ich bin nicht dabeigewesen und habe dich nur gesucht, weil du so unnatürlich lang fortgeblieben bist. Was also ist geschehen?«

Er trank zwei kräftige Schlucke und murmelte: »Wenn ich das nur wüßte, verflucht!«

»Dann erzähle mir, an was du dich erinnern kannst.«

Er strich über seine Stirn. »Ich bin also gegangen, um zu telefonieren und habe auch eine Verbindung mit dem Kloster bekommen. Die Schwester war nicht sehr freundlich. Als ich nach Lucille fragte, erklärte sie mir, daß keine von ihnen den Namen jemals wieder hören wollte. Für alle Nonnen ist Lucille gestorben, auch wenn sie nicht richtig tot ist, aber man will mit ihr nichts zu tun haben.«

»Weiter bitte!« forderte ich ihn auf, weil ich sah, wie er eine Pause einlegte.

»Ich habe natürlich nicht gesagt, daß wir auf dem Weg sind, sondern blieb weiterhin freundlich und bedankte mich noch, was die Schwester mit einem kalten Lachen quittierte. Jedenfalls war ich etwas durcheinander, was sich wohl auf meine Blase niedergeschlagen hatte, denn ich mußte plötzlich zur Toilette.« Er lächelte etwas verloren. »Das war auch alles normal, ich betrat den Raum - und…«, Marco starrte mich an. »Du kannst mich totschlagen, John. Plötzlich erwischte es mich, und ich war nicht mehr dieselbe Person. Ich habe dann mein Gedächtnis verloren und bin erst wieder normal geworden, als ich dich vor mir sah.«

Ich nickte gegen mein Glas, trank dann und fragte noch einmal nach. »Mehr weißt du nicht?«

»Nein, John, nein.« Er deutete auf seine Stirn. »Ich hatte und ich habe eine Blockade. Da ist nichts mehr drin. Keine Erinnerung. Ich

kann nicht mehr…«

»Gut, lassen wir das.«

»Warum?«

»Weil ich dir erzählen möchte, wie es mir mit dir ergangen ist.«

Marco kam mir zuvor. »Ich muß irgendeinen Unsinn begangen haben, denn ich habe Bauchschmerzen, als hätte man mich dort geschlagen, auch der Kopf tut mir weh.«

»Du bist zunächst gegen das Waschbecken und dann gegen die Spiegel geprallt, Marco.«

»Wieso?«

»Weil du mich unbedingt ins Jenseits befördern wolltest. Hättest du eine Waffe gehabt, wäre es dir vielleicht gelungen, so aber konnte ich mich wehren.«

Er schluckte, ohne getrunken zu haben. Seine Haut hatte die normale Farbe verloren. Das Gesicht sah dabei aus, als wäre es um zehn Jahre gealtert.

Die Lippen zuckten, und die dunklen Bartschatten sahen aus, als hätten sich dort Geister festgesetzt.

»Bitte…«

Ich berichtete ihm alles und nahm dabei kein Blatt vor den Mund. Marco unterbrach mich nicht direkt, er flüsterte nur mit sich selbst, hörte mir weiter zu, nickte ein paarmal, ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder.

»So also ist es gewesen«, sagte ich.

»Ja, ich glaube dir.« Er umklammerte sein Glas, als wollte er es zerbrechen. »Da ist also etwas in mir gewesen, denke ich. Oder wie erklärst du dir die Veränderung meiner Augen.«

»Genau so.«

»Aber was ist in mir gewesen?« flüsterte er nach einer Weile des Nachdenkens. »Kannst du mir das sagen? Konkret, meine ich.«

»Nein, leider nicht. Etwas Fremdes, ein Geist, ein Schatten, ein feinstofflicher Körper, ein Astralleib, wie immer du es sehen willst. Aber nagle mich bitte nicht darauf fest.«

»Das will ich auch nicht. Ich denke nur darüber nach, warum sich dieser Geist ausgerechnet mich als sein Opfer ausgesucht hat und in welch einem Zusammenhang dies alles steht.«

Ich hob die Schultern. »Die Antwort wird dich ebenso nicht befriedigen, wie sie mich befriedigt. Wir müssen davon ausgehen, daß man unsere Spur gefunden hat.«

»Wer?« schnappte er und starrte mich an. »Wer, John? Wen kannst du dir vorstellen? Wer will nicht, daß wir meine Schwester finden?«

»Derjenige, der auch sie verfolgt hat.«

»Dieser Schatten.«

»Zum Beispiel.«

»Und meine Schwester?«
»Es ist noch alles in der Schwebe, Marco.«
Er senkte den Blick und sprach mit sich selbst. »Dabei hatte sie eine so fürchterliche Angst. Ihre Stimme zitterte. Sie war völlig von der Rolle, das Grauen hielt sie gepackt. Ich habe sie noch nie dermaßen aufgeregt gehört. Ihre Stimme bebte vor Furcht, aber sie konnte mir nicht sagen, womit das alles zusammenhing. Das war einfach unmöglich. Und ich weiß mir auch keinen Rat mehr.«
»Das kann ich mir vorstellen.«
»Du siehst ebenfalls so aus, als wären dir sämtliche Felle weggeschwommen.«
»Wenn das tatsächlich so ist«, erwiderte ich, »dann sollten wir uns beeilen, um sie wieder einzuholen.«
»Wo?«
»Es bleibt natürlich bei unserem Plan. Wir werden dem Kloster einen Besuch abstatten, auch wenn man uns dort nicht haben will. Das Schicksal deiner Schwester ist wichtiger.«
»Ja, das stimmt«, murmelte er. »Mir ist auch noch etwas anderes eingefallen, John.«
»Und was?«
»Kann es möglicherweise mit mir und meiner Aufgabe zusammenhängen? Ich meine, ich fühle mich zu den Templern hingezogen, und ich weiß, welche Feinde wir haben.«
»Das ist natürlich auch eine Möglichkeit, die wir nicht aus den Augen lassen dürfen.«
»Ja, sehr gut. Nur bekommen ich diese Nonnen mit den Templern nicht unter einen Hut.«
Ich winkte ab. »Das wird sich alles herausstellen, wenn wir uns im Kloster umschauen.«
»Obwohl die Bewohnerinnen es nicht wollen?«
»Gerade deshalb.«
»Dann bin ich gespannt und ängstlich zugleich. Ich möchte auf keinen Fall, daß dieses Etwas wieder von mir Besitz ergreift. Das wäre furchtbar.«
»Wir werden sehen.« Marco Anderre sah mein Lächeln, doch er selbst lächelte nicht. Auf seinem Gesicht lag eine Gänsehaut…

***

Lucille Anderre war wieder erwacht!
Sie lag da mit halb geöffneten Augen und fragte sich, was mit ihr geschehen war, als sie bewußtlos zusammengesunken war. An nichts konnte sie sich erinnern, es war alles stockdunkel, obwohl ihre Umgebung nicht so finster war, wie sie erkannte, als sie die Augen ganz öffnete.

Kahle Wände wie starre Schatten. Eine ebenfalls kahle Decke und ihr gegenüber das kleine Rechteck, das den Namen Fenster kaum verdiente, sondern mehr eine Luke war.

Aber sie kannte das Zimmer, das mehr einer Zelle ähnelte. Sie wußte, wo man sie hingeschafft hatte, zurück in die ihr so verhaßte Klosterzelle, die sie einmal fluchtartig verlassen hatte.

Von einer erneuten Flucht würde sie nur mehr träumen können. Ein altes Gebot des Klosters hatte sich bewahrheitet. Niemand sollte entwischen, der sich einmal dazu entschlossen hatte, in diesen Mauern sein Leben zu verbringen.

Den Eid darauf hatte sie noch nicht abgelegt, aber die Gesetze waren auch für sie bindend gewesen.

Lucille Anderre seufzte. Ihr war zum Heulen, aber die schrecklichen Gedanken aus ihren Träumen peinigten sie nicht mehr, so daß sie normal denken konnte.

So dachte sie daran, was sie unternommen hatte, als sie noch nicht im Kloster gewesen war. Da hatte sie mit ihrem Bruder Marco telefoniert, und er hatte ihr versprochen, Hilfe zu schicken. Sie wußte, daß Marco einer Organisation angehörte, über die er nicht gern sprach, die aber nicht auf der Schattenseite des Lebens stand, sondern diese sogar bekämpfte.

Viel Ahnung hatte sie deshalb nicht, aber ein sehr großes Vertrauen, und nur das zählte.

Vertrauen war zwar gut, aber Hilfe war besser. Und es gab niemand, der ihr jetzt noch helfen konnte, denn Marco wußte bestimmt nicht, wo sie sich aufhielt. Hinter diesen Mauern war sie mehr tot als lebendig, eine lebende Leiche, eingeschlossen und kontrolliert von Personen, die das Licht der Öffentlichkeit scheuten.

Mehr wußte sie auch nicht. An die ganz großen Geheimnisse war sie nicht herangekommen, und sie würde sie auch nicht herausfinden, denn sie mußte damit rechnen, daß die Nonnen - falls es überhaupt welche waren - keine Gnade kannten.

Sie würden sie psychisch und vielleicht auch physisch foltern und sie hatten einen mächtigen Helfer, den Schatten mit den glühenden Augen.

Ein kalter Hauch strich über ihre Glieder, als sie daran dachte. Zum erstenmal seit ihrem Erwachen konzentrierte sich Lucille wieder auf die Umgebung.

Sie spürte die Kälte, die aus den Mauern strömte. Eine Heizung gab es in dieser Kammer nicht.

Wenn es zu kalt wurde, schob man kleine Elektroöfen in die Zellen, doch sicherlich nicht bei ihr, bei einer Verräterin!

Lucille konzentrierte sich auf die Außengeräusche. Durch das geschlossene Fenster drang kein Laut.

Was sie hörte, stammte aus dem Innern des alten Klosters.

Waren es Tritte, war es ein Flüstern kalter, böser Frauenstimmen, oder bildete sie sich alles nur ein?

Sie wußte es nicht, aber sie richtete sich auf. Wie zuvor im Schloß blieb sie wieder auf der Bettkante sitzen und starrte vor sich hin. Ihr war nicht eben übel, aber das Hungergefühl ließ sich nicht wegdiskutieren. Sie hätte gern etwas gegessen, die Sucht nach einer trockenen Schnitte Brot war schlimm, aber sie würde sich eher die Zunge abbeißen, als eine der Nonnen darum bitten.

Das Fenster hatte Lucille sehr bald erreicht. Sie schaute hinaus. Es war zu schmal und auch zu niedrig, um hindurchklettern zu können, kein Fluchtweg also.

Es blieb die Tür.

Ein verlorenes Lächeln lag auf Lucilles Lippen, als sie sich ihr näherte. Die Tür war grau und hatte einen Türspion, mit dessen Hilfe man die Zelle überblicken konnte.

Es hatte keinen Sinn, die Türklinke zu drücken, die Tür war verschlossen, wie Lucille rasch merkte.

Vorbei die Chance. Lucille war und blieb gefangen.

Als sie vom Gang her Tritte hörte, wußte sie plötzlich, daß diese Laute ihr galten. Jemand würde zu ihr kommen und die Kammer betreten. Lucille blieb nicht an der Tür stehen. Sie nahm auf dem harten Bett Platz, sah gegenüber das Waschbecken, daneben den Schemel, den kleinen Tisch und das Regal, in dem noch einige Bücher und zwei helle Tassen standen. Mehr hatte sie nicht mitgenommen, einen Schrank gab es nicht. Die Tracht wurde ihr gebracht, ebenso die kratzige Unterwäsche. Beides hatte sie auf der Flucht weggeworfen.

Vor der Tür waren die Geräusche verstummt. Sie hörte, wie ein Schlüssel ins Schloß gesteckt und herumgedreht wurde. Wie immer konnte die Tür nicht lautlos geöffnet werden. Die Angeln ächzten, zusätzlich schabte die Tür noch über den Boden hinweg, dann aber war sie so weit offen, um die beiden Frauen eintreten zu lassen, die der auf dem Bett sitzenden Lucille wie Wächterinnen des Todes vorkamen.

Ihre Kleidung war dunkel, erinnerte an hochgeschlossene Gewänder, aus denen nur die Hälse und die Gesichter hervorschauten. Gesichter von Menschen, doch Lucille konnte sich sehr gut vorstellen, daß diese sich in Teufelsfratzen verwandelten und lange, spitze Zungen aus den Mündern hervorschnellten.

Die Tür ließen sie offen. Langsam kamen sie näher und blickten auf Lucille, als sie neben ihr stehenblieben.

Kalte, blasse Augen. Eine Gesichtshaut, in die ein scharfes Faltenmuster eingezeichnet worden war.

Augenbrauen, die sich nicht bewegten, Lippen, die

zusammengekniffen waren und die Boshaftigkeit der Gesichter noch verstärkten.

Lucille saß schweigend auf der Bettkante und versuchte mit aller Macht, ihrer Angst Herr zu werden. Sie wollte auf keinen Fall diesen beiden Weibern einen Triumph gönnen, aber ob es ihr tatsächlich gelang, die kalte Furcht zu unterdrücken, war fraglich.

Sie blickten sich um, als sähen sie die Zelle hier zum erstenmal. Dann fing eine an zu sprechen. Sie redete mit dünner, aber auch kalter Stimme. »Du hast unsere Gesetze gebrochen. Du bist geflohen, obwohl wir dir gesagt haben, daß dies nicht möglich ist. Wer sich einmal für uns entschieden hat, der muß bleiben. Das gilt auch für dich, Lucille. Und wir haben dir schon zuvor erklärt, daß es unmöglich ist, uns zu entkommen. Du hast fliehen können, das stimmt, aber wir haben es immer geschafft, unsere Schwestern zurückzuholen. Auch du bist zu uns gekommen. Und jetzt wirst du bleiben, und zwar für immer.«

Für immer! Für immer! Durch Lucilles Kopf strömten die letzten beiden Worte. Sie ließen sich nicht stoppen, sie verstärkten sich sogar und wurden zu regelrechten Hammerschlägen, ähnlich wie die böse Botschaft in ihren Alpträumen.

Da war ihr die Botschaft von einem Kerker übermittelt worden. Aber welcher Kerker war damit gemeint? Ihre Zelle? Möglich, denn sie kam ihr ebenfalls vor wie ein Kerker. Daran wollte sie nicht glauben, es gab sicherlich andere Kerker, die tief verborgen unter den offiziellen Räumen des Klosters lagen.

Im Keller, in den Gewölben…

Sie hatte mal davon gehört, wie sich zwei Schwestern darüber unterhielten, aber sie wußte nicht, ob sie von einer leeren Drohung gesprochen hatten.

Ihr Herz klopfte wieder stärker. Es lag auch an den Blicken der beiden Frauen, die so gnadenlos waren. Ohne Gefühl, einfach nur kalt und abschätzend.

Die Sprecherin nickte. »Wir werden dich nicht hier in der Zelle lassen, Lucille. Du bist für etwas anderes vorgesehen. Wir werden dich jetzt mitnehmen.«

»Wohin denn?«

Beide »Nonnen« lächelten dünn. »Es soll für dich eine kleine Überraschung werden.«

»Ich will aber nicht hier weg!«

Das Lachen klang ähnlich, als wären Hände dabei, Glas zu zerbrechen. »Was du willst oder nicht, spielt für uns keine Rolle. Los, hoch mit dir!«

Lucille Anderre wußte, daß es keinen Sinn hatte, jetzt Widerstand zu leisten. Sie drückte sich von der Bettkante hoch, was den beiden Weibern nicht paßte. »Schneller!« sagte die zweite. Zugleich mit der

anderen griff sie zu, und ihre Finger bohrten sich durch den Stoff des Pullovers in ihren Oberarm. Lucille unterdrückte einen Wehlaut, als die beiden Weiber sie hochrissen, auf die Beine stellten, wieder zupackten und sie drehten.

»Durch die Tür!«

Lucille setzte sich in Bewegung. Ihre Beine waren plötzlich schwer geworden, und sie nahm sich vor, nur nicht zu denken. Sich nur keine großen Gedanken über ihr Schicksal zu machen. Alles auf sich zukommen zu lassen, das war am besten.

Ihre Beine waren schwer. Sie bekam die Füße kaum in die Höhe, und deshalb schlurfte sie auch über den Steinboden. Sie fror nicht nur wegen der Kälte, und sie spürte, als sie den kahlen Gang betrat, wieder die Griffe der beiden Frauen an ihren Armen.

Man schob sie nach rechts.

Dann führte man sie weiter ab wie eine Delinquentin, die zur Hinrichtung geschafft wurde. So etwas Ähnliches sollte es wohl auch werden. Lucille sah das realistisch. Eine Hinrichtung auf Raten, denn irgendwann spielte der Körper eines Menschen nicht mehr mit, dann war alles vorbei, und sie würde in die Arme des Todes sinken.

Es war schlimm, sehr schlimm…

Sie wollte weinen, und sie wollte es nicht. Die beiden Weiber sollten nicht triumphieren. Die düsteren Nachtgestalten führten ihre Gefangene den kahlen Gang entlang, in dem sie nur allein waren, denn keine andere Person ließ sich blicken.

Sehr bald schon wußte Lucille Anderre, wohin sie geschafft wurde, denn die hohe Spitzbogentür war der Zugang zum Keller oder zu den Verliesen des Klosters. Nie war sie dort gewesen. Sie wußte aber von deren Existenz.

Eine Tür aus Holzbrettern. Sie führte zu einem gefährlichen Reich, in eine andere Welt, wo das Schweigen und die Angst Dauergäste waren.

Ein Schloß gab es in der Tür nicht, dafür einen außen angebrachten Riegel! Die Kraft einer Frau reichte, um ihn aufzuziehen, und die zweite Schwester zerrte die Tür nach außen.

Jetzt war der Weg frei.

Der Weg ins Grauen, der über eine Steintreppe in die Tiefe führte. Im Kloster gab es Elektrizität, und auch der Keller war damit ausgerüstet worden, doch die Lampen wirkten unheimlich. Sie waren total verstaubt und filterten das Licht.

Lucille nahm den immer muffiger werdenden Geruch wahr, je mehr der ausgetretenen Stufen sie hinter sich ließ.

Der Keller schluckte sie.

Ein verschachteltes Gewölbe, ein wahres Labyrinth.

Schon bald hatte Lucille die Orientierung verloren. Sie irrte durch den Widerschein von schwachem Licht und düsteren Schatten, und sie

gelangten schließlich an das eigentliche Ziel, ebenfalls eine gemauerte Wand.

»Bleib hier stehen!«

Lucille gehorchte. Ihre Knie waren weich geworden. Sie zitterte. Innerlich bebte sie. Sie wußte, daß sie ihr Ziel erreicht hatten, und Lucille schaute sich um, ob sie in der Nähe etwas Besonderes entdeckte, was dieses Ziel gerechtfertigt hätte.

Nein, sie sah nur die Wand, die sich neben ihr erhob und wesentlich größer war als sie.

Etwas schaute über den Rand hervor, der nicht bis an die Decke reichte. Es war ein Schatten, der auf sie nieder zu glotzen schien. Ein Balken im rechten Winkel zur Mauer hin abgesetzt. Lucille kam der Gedanke an einen Galgen.

Plötzlich fror sie. Alles in ihr zog sich zusammen. Eis bildete sich um Herz und Magen, schnürte die Organe zusammen. Es fiel ihr sogar schwer, Atem zu holen, und die Furcht erlebte zusätzlich eine Steigerung, als sie die zweite Frau sah, die sich zuvor entfernt hatte Jetzt kehrte sie zurück. Das ungewöhnliche Licht verzerrte ihr Gesicht zu einer bösen Maske, was möglicherweise auch an dem satten und zufriedenen Grinsen lag, das den Mund so breit machte.

Sie hielt etwas in der Hand und schwenkte es hin und her. Es war ein Strick.

Lucille erlitt einen Schock!

Der Galgen!

Die beiden Worte brannten in ihrem Gehirn. Der verdammte und verfluchte Galgen. Ich hatte also doch recht. Es ist ein Galgen gewesen. Ich werde aufgehängt!

Todesfurcht polterte durch ihr Gehirn. Sie dachte auch wieder an die Alpträume und mußte sich eingestehen, daß sie sich erfüllt hatten, denn jetzt befand sie sich in einem Kerker.

Sie atmete heftig durch den offenen Mund. Gegen ihre Augen preßte sich der Druck der Tränen, doch sie hielt diese zurück. Die Frau mit dem Seil stand neben ihr und band aus dem einen Ende geschickt eine Schlinge, die sie auf- und abschwang und dann mit einer sicheren Bewegung um den Balken schleuderte.

Dort wurde sie festgezurrt. Für den Moment rutschte Lucille ein Stein vom Herzen, denn sie hatte gesehen, daß die Schlinge nicht wie die eines Galgens nach unten baumelte. Das andere Ende hielt die Frau in der Hand. Sie nickte der Kollegin zu, und die griff blitzschnell nach Lucilles Handgelenken, riß ihr die Arme nach vorn. Bevor die noch reagieren konnte, hatte die zweite Frau das Ende des Seils mehrmals um ihre Gelenke gewickelt. Rechts und links, quer und übereinander, so daß sie das Seil dabei immer mehr verkürzte und Lucille die Arme automatisch in die Höhe gezerrt wurden, bis sie eine bestimmte

Haltung erreichten.

Die Hände befanden sich etwas höher als ihr Kopf. Wenn sie die Augen öffnete, schaute sie gegen ihre Gelenke. Beide lagen fest zusammen, und das feuchte, aber sehr harte Seil scheuerte bereits jetzt auf ihrer nackten Haut.

Die beiden Weiber traten zurück, nickten, schauten sich an und lächelten selbstzufrieden.

»So, hier bleibst du!«

Lucille wollte antworten. Der Druck in der Kehle ließ es nicht zu. Auch dort schienen Bänder zu sitzen, die alles einschnürten. Sie drehte den Kopf nach links.

Dort standen die beiden Weiber, die den Namen Nonnen nicht verdienten. Sie erfreuten sich an ihrem Schicksal. Die Blicke empfand Lucille als böse und grausam.

Endlich war die Kehle frei, und sofort stellte sie eine Frage. »Was geschieht mit mir?«

Die Weiber schauten sich an. Sie nickten, als wollten sie sich gegenseitig dazu auffordern, Antworten zu geben. Schließlich sprach die Person, die schon immer geredet hatte, doch ihre Antwort gab der Gefangenen wenig Aufschluß.

»Wir überlassen dich ihm…«

Ihm? Lucille vergaß für die nächsten Sekunden ihre Lage und dachte über das Gehörte nach. IHM?

Was konnte das bedeuten? Er hörte sich nach einem männlichen Wesen an, mußte aber nicht unbedingt sein, und ihr kam die Szene aus der Nacht in den Kopf.

Der Schatten!

Und er konnte auch so bezeichnet werden. Er war ein IHM!

Sie leckte mit der Zungenspitze über die trocken gewordenen Lippen. »Ist er der Schatten?« würgte sie flüsternd hervor.

Beide Frauen nickten.

Lucille schloß für einen Moment die Augen. Sie nahm sich vor, hoffnungsvoll und optimistisch zu denken. Sie dachte daran, daß der Schatten, als er von ihr Besitz ergriffen hatte, sie nur in die tiefe Bewußtlosigkeit gestoßen hatte.

War es ein gutes Omen?

Die Worte der Frau machten diese Hoffnung sofort zunichte. »Nein, du brauchst dich nicht zu freuen, Lucille. Noch einmal wird dir das gleiche nicht passieren. Diesmal wird er kommen und dich zerstören. Er wird dir alles nehmen, was dir lieb und teuer gewesen ist, darauf kannst du dich verlassen…«

Mit dieser Drohung beendeten die beiden Frauen ihren Besuch. Sie drehten sich gemeinsam um und ließen Lucille allein.

Die Worte der Weiber aber klangen noch in ihrem Kopf nach.

Zerfressen und zerstören!
Furchtbar…

***

Zum Glück kannte sich mein Begleiter in dieser Gegend aus. In seinem drei Jahre alten Renault Clio zuckelten wir an der Küste entlang in Richtung Süden. Lange zu fahren, brauchten wir nicht, es zog sich nur deshalb hin, weil wir kurvenreiche Landstraßen nehmen mußten, deren grauer Asphalt hin und wieder durch Bepflasterung abgelöst wurde und dieses Grau sicherlich im Sommer in einem direkten Kontrast zu dem Grün der Landschaft stand.

Im Winter war dies nicht der Fall. Da hatte sich auch die Natur der Jahreszeit angepaßt. Die tristen Braun- und Grünfarben lockten keine Touristen an, zudem war es wieder kälter und windiger geworden. Die Wolken wurden über den Himmel getrieben. Es roch nach Schnee.

Das Gelände nahe der Küste war flach. Nur hin und wieder sahen wir breite Mulden, ansonsten wurde dem Wind kaum Widerstand entgegengesetzt, abgesehen von vereinzelt stehenden Bäumen, die lange Zeiten überstanden hatten, wie auch die grauen Felsen und Steine, die sich im Gelände verteilten, ebenso wie vereinzelt stehende Gehöfte und Ställe, beides gesichert durch Steinmauern, damit der scharfe Wind nicht zuviel Boden wegfegte. Weiter östlich stieg das Gelände an. Dort wuchsen Hügel hoch, und dort war das Land auch dichter besiedelt. Wir waren auf unserem Weg nur durch zwei Dörfer gefahren, deren Namen ich vergessen hatte.

Aber ich hatte die gewaltigen Apfelplantagen gesehen, wo sich die jetzt kahlen Bäume wie perfekt aufgereihte Skelette in den Himmel reckten.

Marco schaltete höher. Der Clio gewann an Tempo. Dann deutete der Fahrer mit einer Hand nach vorn. Der Zeigefinger malte den Verlauf der Straße nach, die in eine lange Linkskurve überging.

»Sie müssen wir noch durchfahren, dann sind wir fast am Ziel.«

»Dann steht das Kloster verdammt einsam.«

»Und wie.«

»Würdest du es überhaupt als Kloster bezeichnen?« fragte ich.

Marco hob die Schultern. »Eine schwierige Frage, John. Offiziell heißt es ja Kloster. Wenn ich aber daran denke, was meine Schwester gesagt hat, ist es mehr ein Gefängnis.«

»Es darf also niemand hinaus, wenn er will.«

»So ist es.«

»Und wie versorgen sich die Nonnen?«

Marco mußte lachen. »Nonnen ist gut. Ich nenne sie nur Weiber. Sie werden einen Garten haben, ansonsten wird es sicherlich welche unter ihnen geben, die vertrauenswürdig genug sind, um in den nächsten

Ort zu fahren, wo sie einkaufen können.«
»Das ist möglich.«
Uns kam wieder ein Fahrzeug entgegen. Es war ein Lastwagen, hochbeladen und an der hinteren Seite eingehüllt in eine dunkle Abgaswolke. Da der Fahrer beinahe die gesamte Straßenbreite für sich beanspruchte, mußte Marco schon scharf rechts heranfahren und warten, bis der Laster vorbeigefahren war.
»Mistkerl!« schimpfte er. »Das kam schon beinahe einem Mordversuch an uns gleich.« Er schaute mich an. »Oder?«
Auch ich war ein wenig blaß um die Nase herum geworden und nickte. Im Rückspiegel sah ich den Wagen verschwinden und stellte Marco eine Frage. »Ich weiß ja nun, daß deine Schwester in dieses ›Kloster‹ gegangen ist. Aber über die Gründe hast du mich nicht genau informiert.«
»Wieso?«
»War tatsächlich der Tod eurer Eltern der Grund?«
»Für Lucille schon.«
Das konnte ich nicht verstehen. Auf der anderen Seite gab es immer wieder Menschen, die nach einem Schicksalsschlag die ganz andere Welt des Klosters aufsuchten, um ihr Leben völlig konträr zu gestalten. Oft hatten sie sich zuvor schon mit dem Gedanken beschäftigt und hatten eben nur den berühmten Kick gebraucht, um die Vorsätze in die Tat umzusetzen. Ich erkundigte mich bei Marco, ob Lucille ähnlich reagiert hatte. Da konnte er nur die Schultern heben.
»Weißt du, John, Lucille und ich waren ja nicht immer zusammen. Unsere Wege haben sich auch getrennt. Sie ist den ihren gegangen, ich den meinen. Ich bekam Kontakt zu den Templern. Ich fühlte mich ebenfalls von ihnen angesprochen. Ich war einige Male in Alet-les-Bains. Ich habe dort mit dem Abbé gesprochen. Er hat mich unterrichtet, mich über die Ziele der Organisation informiert. Er hat auch über dich gesprochen und über dein Team, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Kräften der Hölle Einhalt zu gebieten. Ich kam mir vor wie in einer großen Familie, und ich fühlte mich auch nicht schutzlos. Auch ich habe meine Eltern verloren, aber ich gewann andere hinzu, wenn auch anders.«
»Stimmt«, sagte ich nickend, um anschließend eine Frage zu stellen. »Was machst du eigentlich beruflich, Marco?«
»Ich arbeite in einer Bücherei.«
»Privat oder städtisch?«
»Angestellter der Stadt Paris.«
»Das ist gut.«
Er hob die Schultern. »Man verdient nicht viel. Glücklicherweise werde ich noch von meinen Freunden unterstützt, wenn sie mich brauchen. Ich bekomme dann vieles ersetzt, denn manche Tür kann

man leider nur mit Geld öffnen.«

»Da hast du leider recht. Und über die Existenz des Schattens hast du dir noch keine weiteren Gedanken gemacht?«

»Doch, aber ich habe keine Lösung gefunden. Auch Lucille wußte nicht Bescheid. Ich weiß aber, daß er gefährlich ist, daß er einen Menschen verändern kann…« Marco schluckte, bevor er mit leiser Stimme fragte: »Glaubst du eigentlich, daß ich dich getötet hätte?«

»Wahrscheinlich.«

»O Gott, nein!« Er schüttelte sich. »Ich werde darum beten, daß derartiges nicht mehr passiert. Wahrscheinlich habe ich keinen Einfluß darauf. Der Schatten ist selbständig, er ist ein Killer, jemand, der andere übernimmt, und meine Schwester hat sich ebenfalls gefürchtet. Sie hatte eine wahnsinnige Angst, und diese Angst muß über eine längere Zeitspanne hinweg gewachsen sein. Das war nicht nur die Reaktion eines Moments, nein, daran kann ich nicht glauben. Das war die tiefe Furcht, die man ihr hinter den Mauern eingeflößt hat.« Er nickte sich selbst heftig zu. »Ja, so muß es gewesen sein. Das Kloster ist der Mittelpunkt und zugleich der Anfang.«

»Ich habe dich noch nicht nach dem Namen des Ordens gefragt.«

Marco Anderre legte den Kopf zurück und lachte. »Ich weiß nichts. Ich kenne ihn nicht.« Er lenkte den Clio mit ziemlich hoher Geschwindigkeit in die Kurve. »Ich habe ihn nicht erfahren. Meine Schwester hat ihn mir nicht mitgeteilt.«

»Hast du sie danach gefragt?«

»Das schon.«

»Und?«

»Keine Antwort. Sie hat mir den Namen des Ordens nicht mitgeteilt, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht gab es ihn gar nicht.«

Ich stimmte Marco zu. Dieser junge Mann hatte den Ernst der Lage begriffen. Ich sah ihn im Profil und dachte daran, wie er mir ein Foto seiner Schwester gezeigt hatte. Die beiden glichen sich kaum, nur der Ausdruck um die Augen herum zeigte, eine gewisse Ähnlichkeit.

Ich kramte Lucilles Bild aus der Erinnerung hervor. Sie war etwas jünger als Marco, eine gutaussehende junge und ernste Frau mit dunklen Haaren. Sie sah etwas melancholisch aus, vielleicht auch verträumt, und mit ihren Gedanken schien sie weit weg zu sein, eingetaucht in eine tiefe Ferne, die nur für sie sichtbar war.

Das Ziel war nicht mehr weit. Meine Nervosität wuchs, je mehr wir uns dem rätselhaften Bau näherten.

Meine Gedanken kreisten um den Schatten, der einmal von Marco Besitz ergriffen hatte. Ein zweites Mal hatte ich ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Möglicherweise wartete er auf uns und würde angreifen, wenn wir das Kloster betraten.

Darüber wußte ich einfach zuwenig. Auch Marco hatte mir kaum mit

Informationen dienen können.

Alles hing in der Schwebe. Wir würden hineinfahren, wir würden versuchen, mit den Frauen oder Nonnen zu sprechen, und wir würden dann hoffentlich eine Spur der Lucille Anderre finden. So zumindest würde es optimal laufen.

Nur wollte ich daran nicht glauben. Es war zu simpel, und die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß gerade bei meinen Fällen immer wieder der Rückschlag nachkam, der Hammer, der alles zerstörte.

»Auf der rechten Seite ist es zu sehen«, erklärte Marco.

»Danke.« Ich drehte den Kopf. Jenseits der Straße wellte sich das Gelände. Flache Hügel reihten sich aneinander. Keine Wälder, kaum Bäume, nicht mal Sträucher, dafür viele Steine und ein Weg, der zu einem Bau führte, der sich in diese flache Landschaft hineinschmiegte.

Das war es also.

Ich nickte vor mich hin. Marco lachte leise neben mir. »Sieht aus wie ein Knast - oder?«

»Wieso?«

»Für mich schon. Ich habe nichts gegen Klöster, wie könnte ich? Aber schau es dir doch mal an.. Schon aus dieser Entfernung sieht es schlimm aus. So düster, abweisend…«

»Bist du da nicht etwas voreingenommen, Marco? Klöster sind in der Regel nicht eben freundlich.«

»Das hier ist anders.«

»Wir werden sehen.«

Inzwischen waren wir auf den Weg eingebogen, der uns direkt bis zum Ziel brachte. Er war schmal und führte wie eine Gerade auf den Bau zu. Marco war noch nicht fertig. Er mußte seine Antipathie freien Lauf lassen. »Da stimmt etwas nicht. Ich spüre schon jetzt diese düstere Atmosphäre. Der Bau ist einfach abweisend. Er bietet für mich keinen Schutz, Geborgenheit und Schutz sollte doch ein Kloster bieten - oder?«

»In der Regel schon.«

»Eben. Himmel, ich habe schon vor Klöstern gestanden und gestaunt. Da ist eine gewisse Ehrfurcht über mich gekommen. Ich habe tief durchgeatmet, ich war hingerissen, und dieses Gefühl steigerte sich noch, wenn ich das Kloster betrat. Aber dieses hier ist schlimm. Zudem sollen hier noch Nonnen leben…«

»Und es ist eingezäunt«, sagte ich.

»Auch das.«

In der Tat endete der Weg vor einem Gittertor. Es unterbrach einen sehr hohen Drahtzaun, an dem einige Warnschilder hingen und dem Fremden darüber aufklärten, daß Unbefugten der Zutritt zu dieser Anlage verboten war. Wer eingelassen werden wollte, mußte sich zuvor angemeldet haben.

Wir standen. Marco stellte den Motor aus, dann schlug er mit den flachen Händen auf den Lenkradring. »Ich habe es gewußt!« schimpfte er. »Ich habe es, verdammt noch mal! Dieses Kloster ist eine Hölle. Es ist ein Gefängnis. Sie wollen keinen Besuch von außerhalb, die Weiber, die sich Nonnen nennen.«

Ich widersprach ihm nicht. Aus Erfahrung wußte ich, daß es schlimme Klöster gab. Ich selbst hatte die Erfahrung in den Schweizer Bergen machen müssen, als wir das Kloster der Toten kennengelernt hatten und auch den dämonischen Engel Josephiel.

»Laß uns aussteigen.«

»Gut, und dann?« Er hielt mich fest. Ich spürte, daß er zitterte. »Sollen wir über den Zaun steigen?«

»Im Notfall schon.«

Marco warf einen Blick durch die Frontscheibe. »Und was ist, wenn er unter Strom steht?«

»Ich sehe keine Kontakte.«

Er ließ mich los, dann lachte er. »Allmählich muß ich deinen Optimismus bewundern.«

»Was bleibt uns sonst?« Nach diesen Worten öffnete ich die Beifahrertür. Losgeschnallt hatte ich mich schon, verließ den Clio und bekam die scharfe Windbö mit, die gegen mich fuhr.

Bis zum Tor waren es nur wenige Schritte. Ich konnte erkennen, daß sich die Bewohnerinnen nicht völlig von der Außenwelt zurückgezogen hatten, denn durch eine Gegensprechanlage waren sie mit denen verbunden, die Einlaß begehrten.

Auch Marco war ausgestiegen. Er hatte sich neben mich gestellt und seine Hände in den Taschen der Hose verschwinden lassen. Auf mich machte er einen verbissenen Eindruck. Gleichzeitig sah er aus wie jemand, der es nicht erwarten konnte, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Er stand zwar auf der Stelle, wippte aber hin und her, als wollte er Schwung holen, um über den Zaun zu springen.

Seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt, und er nickte langsam vor sich hin.

»Was ist los?« fragte ich.

»Fällt dir nichts auf, John?«

»So einiges, aber wenn ich dich reden höre, denkst du an etwas Bestimmtes.«

»Ja.«

»Sag es mir.«

»Schau dir mal den Bau genauer an.«

Das tat ich und konnte nichts Ungewöhnliches daran erkennen. Die Anlage bestand aus einem großen Haupthaus, an das sich im rechten Winkel ein Anbau anschloß. Das war alles, abgesehen von den beiden kahlen Bäumen, die auf dem Grundstück standen und ihr Geäst wie

starre Arme in die Gegend gereckt hielten. Ein Garten jedenfalls, wie man ihn oft bei Klöstern hatte, war aus dieser Perspektive nicht zu erkennen. Die Fenster waren relativ klein, demnach mußte es im Innern sehr düster sein.

»Nun, John?«

Ich hob die Schultern.

»Also nichts.«

»Sag's schon.«

»Es fehlt das Kreuz!«

Durch meinen Kopf sirrte es, als hätte jemand einen Nervenstrang wie die Seite einer Gitarre anklingen lassen. Ich schalt mich selbst einen Narren, daß ich nicht darauf gekommen war. Mein junger Partner hatte recht, es fehlte das Kreuz!

Ich schaute genauer nach, ließ meine Blicke über das Dach hinweggleiten und mußte zugeben, daß sich auch dort nichts abmalte. Ein Kloster ohne Kreuz, ein Kloster ohne Kapelle, auch sie fehlte.

Das war ein Hammer!

»Warum sagst du nichts?«

»Gratuliere, Marco, du hast es genau erfaßt. Himmel, so etwas ist mir noch nicht untergekommen.«

»Mir auch nicht.«

»Ein Kloster ohne Kreuz«, murmelte ich. »Ohne das Zeichen, unter dem die Nonnen oder die Brüder normalerweise dienten.« Das mußte etwas zu bedeuten haben, und ich faßte es ebensowenig positiv auf wie Marcos Miene. Er wirkte als würde er Schmerzen leiden.

»Kannst du nicht mehr dazu sagen, John? Du als Fachmann?«

»Was willst du hören?«

»Es liegt auf der Hand, nicht?«

»Ja, wenn sich ein Kloster mit keinem Kreuz ziert, dann haben seine Bewohner zumeist etwas zu verbergen…«

»Oder sie dienen demjenigen, der das Kreuz haßt!« vollendete Marco Anderre. »Ich denke an den Teufel…«

»Kann hinkommen.«

»Bon. Da wir jetzt alle Unklarheiten beseitigt haben, frage ich mich, was wir unternehmen, wobei ich davon ausgehe, daß man unsere Ankunft bereits bemerkt hat. Das Gelände ist frei. Vom Kloster aus kann man bis hier zum Eingang schauen.«

»Wir werden uns anmelden.«

»Nicht klettern?«

Ich war bereits auf die Anlage zugegangen. »Später vielleicht, aber nicht jetzt.«

»Schön, dann versuche es.«

Der Kasten war so hoch angebracht, daß jemand in einer normalen Haltung hineinsprechen konnte.

Ich mußte mich leicht bücken und drückte gleichzeitig auf einen weißen Knopf, der im Kloster ein Signal auslösen würde.

Zunächst geschah nichts. Wir warteten voller Spannung, das Rauschen des Windes in den Ohren. Es verging Zeit. Ich schellte noch einmal und vernahm wenig später ein leises Kratzen.

»Aha«, sagte Marco.

Die Stimme klang verzerrt. Es war sogar schwer zu unterscheiden, ob sie einer Frau oder einem Mann gehörte. »Wer ist da? Was wollen Sie?«

Ich hatte mir rasch eine Ausrede einfallen lassen. »Wir sind hier, um jemanden zu besuchen.«

»Bitte?« Das eine Wort hatte sie wie einen Schrei ausgesprochen. »Das darf doch nicht wahr sein! Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dann gehen Sie wieder.«

»Aber man erwartet uns.«

»Wer?«

»Lucille Anderre.«

Pause. Kurz nur. Ich schaute nach links, wo Marco stand. Er sah aus, als hielte er sich nur mehr mühsam zurück, und ich legte schnell einen Finger auf meine Lippen.

»Es gibt hier keine Lucille Anderre!«

»Aber ich bin mit ihr…«

»Hier existiert keine Lucille Anderre!« schnitt man mir das Wort ab. »Wie oft soll ich das noch wiederholen? Und jetzt verschwinden Sie. Sehen Sie zu, daß Sie Land gewinnen. Wir wollen hier unsere Ruhe haben.«

»Für eine Nonne sind Sie ganz schön…« Das letzte Wort konnte ich mir sparen, denn die Verbindung war plötzlich unterbrochen. Nichts mehr, man wollte uns nicht.

»Dieses verfluchte Weibstück!« keuchte Marco. »Dieses…«

»Komm«, sagte ich nur und drehte mich um.

»Wie meinst du das?«

»Einsteigen!«

»Was?« schrie er.

»Einsteigen«, sagte ich nur und packte ihn an der Schulter. Er war so perplex, daß er erst wieder richtig denken konnte, als er im Wagen auf dem Beifahrersitz saß. Er war bleich geworden. Ich hämmerte die Tür an meiner Seite zu und bekam mit, wie Marco neben mir zusammenzuckte.

»Das darf nicht wahr sein! Das ist unmöglich!« Er funkelte mich an. »Du fährst zurück, John! Du gibst auf?«

Für einen Augenblick stoppte ich das Fahrzeug. »Traust du mir das wirklich zu…?«

***

Lucille war allein, Lucille fror. Das verfluchte Kellerlabyrinth wurde durch kein Feuer und auch durch keinen Ofen erwärmt. Die winterliche Kälte hatte sich längst auch hier unten im Boden und in den Wänden festgesetzt.

Es gab trotz allem einen Vorteil. Die beiden Weiber hatten nach ihrem Verschwinden das Licht nicht gelöscht. So leuchteten unter der breiten Decke in verschiedenen Abständen die schwachen Lampen wie vergessene Sterne irgendwo in der Weite des Alls. Das Licht war matt, aber die Gefangene war trotzdem froh, daß überhaupt Licht vorhanden war.

Sie stand auf dem Boden. Die Arme noch immer in derselben Haltung, halb in die Höhe gereckt.

Die Hände lagen mit den Flächen gegeneinander, und die junge Frau sah aus, als wollte sie beten.

Die Ärmel ihres Pullovers waren bis zu den Ellbogen hochgerutscht, und Lucille konnte die Gänsehaut erkennen.

Noch immer baren die Stricke wie Schlangen um ihre Gelenke gedreht, und sie hatten sich auch im Laufe der Stunden nicht gelockert. Im Gegenteil, es war ihr vorgekommen, als hätten sie sich noch mehr zusammengezogen, um sie weiter zu quälen und ihr das Blut abzusperren. Nicht allein durch die Kälte, auch durch diese unnatürliche Haltung hatte sich ihr Körper verkrampft. Sie spürte das Ziehen in den Schultern, während die Hände fast taub geworden waren.

Lucille war ein Lebewesen, sie war ein Mensch, der denken konnte, und die Gefangene dachte darüber nach, was mit ihr geschehen würde. Da gab es verschiedene Möglichkeiten. Man konnte sie verhungern und verdursten lassen. Es gab aber noch eine andere Möglichkeit. Dieser Platz war ideal für den Schatten. Er konnte sie überfallen, ohne mit einer Gegenwehr rechnen zu müssen. Wenn er sich ihr lautlos näherte, würde es in sie hineindringen. Er würde sie ausfüllen, er würde von ihr Besitz ergreifen, so daß sie sich auf schreckliche Art und Weise veränderte und ihre eigenen Reaktionen nicht mehr kontrollieren konnte. Dann war sie ein gelenktes Wesen, ein Neutrum ohne eigene Gedanken. Jemand, der möglicherweise befreit wurde, aber dann durch diesen Keller irrte wie ein Zombie, ohne eigene Gedanken zu haben. Er stand unter der Knute des anderen.

Was war dieses ANDERE?

Lucille wollte bewußt darüber nachdenken, denn jede Gehirntätigkeit lenkte sie von ihren Problemen ab. Dann konnte sie die Gefangenschaft besser überstehen und mußte nicht immer auf die Stricke an ihren Gelenken starren.

Sie kannte den Schatten.
Mehr auch nicht.
Sie hatte einige Zeit hinter den Mauern des Klosters gelebt, und sie hatte sich über manches gewundert, es aber nie richtig wahrgenommen. Sie hatte sich auch nicht gegen all die schrecklichen Dinge aufgelehnt, und jetzt, wo sie trotz allem zur Ruhe gekommen war, fragte sich Lucille, weshalb das so gewesen war. Warum hatte sie nicht schon früher die Initiative ergriffen und diese verfluchten Mauern verlassen?
Darüber wollte und mußte sie nachdenken. Sie grübelte, sie ließ ihre Zeit im Kloster noch einmal Revue passieren, und sie dachte daran, daß sie sich eigentlich wie in einer tiefen Trance bewegt hatte. Die Realität war von ihr nicht so wahrgenommen worden, wie es eigentlich hätte sein müssen.
Sie hatte sich in alles gefügt, was eigentlich sonst nicht ihre Art war.
Warum?
Urplötzlich fand sie die Lösung oder glaubte zumindest, sie gefunden zu haben.
Ja, da hatte es etwas gegeben. Das hatte es sein müssen. Sie erinnerte sich wieder an die Mahlzeiten, die in einem kargen Gemeinschaftsraum eingenommen wurden. Dort hatten sie alle zusammen gesessen und…
Genau das mußte es gewesen sein.
Das Essen! Man hatte ihr etwas in das Essen getan, irgendein Mittel, eine Droge, ein Gift, das sie hatte gefügig werden lassen.
Und kurz vor ihrer Flucht hatte sie nichts gegessen. Da hatte sie die Kranke simuliert und sich das Essen in ihre Zelle bringen lassen, um es in das Waschbecken zu spülen.
Zweimal hintereinander.
Und sie war klarer geworden. So klar, daß sie heimlich entweichen und über den Zaun klettern konnte.
Ein bissiges Lächeln huschte über ihre Lippen, als sie daran dachte. Es war einfach schlimm gewesen. Diese Weiber hatten ihre Jugend und ihre Dummheit für ihre Zwecke ausgenutzt.
Tatsächlich nur für ihre? Oder standen nicht andere im Vordergrund? Der Schatten, zum Beispiel?
Daran glaubte sie eher. Der Schatten hielt hier die Wacht. Ihm dienten diese Weiber, die den Namen Nonnen nicht verdienten. Er war grausam und unmenschlich.
Lucille schluckte den Speichel hinunter, der sich in ihrem Mund angesammelt hatte. Sie ging davon aus, die Lösung gefunden zu haben, und sie schalt sich selbst eine Närrin, daß sie nicht vorher darauf gekommen war. Warum nicht?
Sie hatte keine Ahnung.

Mach dir positive Gedanken, hatte Lucille einmal in einem Buch gelesen. Wenn die Stimmung auf dem Tiefpunkt ist, mußt du dich einzig und allein darum kümmern. Nur das kann dich aus gewissen Situationen retten. Mach sie dir.

Sie versuchte es.

Ihr Bruder war die Hoffnung. Er hatte ihr versprochen, Hilfe zu schicken, und er würde, wenn es klappte, nicht allein kommen, sondern jemanden mitbringen. Das mußte oder konnte sie glauben, aber der richtige Kontakt war leider nicht zustande gekommen.

Sie war allein, verlassen, eine Gefangene in einem verdammten Kellergewölbe, tief in der feuchten Erde, und es gab kaum jemand, der hier ihre Spur finden konnte.

Nicht mal weinen konnte sie. Lucille hatte es versucht. Es war nur ein trockenes Schluchzen gewesen, keine Tränen, die erlösend gewirkt hätten.

Hinzu kam die Stille. Lucille empfand sie als etwas Besonderes. Es war nicht die Stille in einer leeren Kirche oder auf einem Berggipfel, diese hier war anders. So bedrückend, beinahe erdrückend, von allen Seiten auf sie zukommend, um sie zu umschlingen wie ein enges Gefängnis.

Konnte Stille wahnsinnig machen?

Bestimmt. Wenn sie nie durchbrochen wurde, dann war sie schon so etwas wie eine gefährliche Folter, und immer wieder schauderte Lucille zusammen, wenn sie daran dachte.

Stille…

Gefährlich - gnadenlos…

Sie schluckte, wischte über ihr Gesicht, indem sie den Kopf vordrückte und den Schweiß von dem Pullover aufsaugen ließ. Trotz der Kühle schwitzte sie. Es war eine Reaktion auf ihre Angst und auf die Einsamkeit.

Sie atmete durch den offenen Mund. Der Geschmack der Luft hatte sich nicht verändert. Noch immer glaubte sie, eine Mischung aus Schimmel, Feuchtigkeit und alter Luft auf der Zunge zu spüren, wobei all dieses Zeug in ihrem Hals einen Klumpen bildete.

In einem plötzlichen Anfall von Wut und Panik zerrte sie an ihren Stricken. Sie wollte das andere Ende von diesem Galgen an der Mauerkrone reißen, was ihr natürlich nicht gelang. Aber sie hatte den Eindruck, daß sich die Fesseln um ihre Handgelenke noch mehr zusammenzogen.

Lucille senkte den Kopf und schüttelte ihn. Es war eine Geste der Verzweiflung. Wieder drang das Schluchzen aus ihrem Mund. Der Körper zuckte unter den Weinstößen, und die einsame Frau rutschte immer mehr hinein in dieses Tief.

Bis sie plötzlich hochschreckte.

Etwas strich wie ein eisiger Finger über ihren Rücken, obwohl sie fest da von überzeugt war, daß sie nichts berührt hatte. Es war der Schreck auf das, was sie gehört hatte.

Ein Kratzen…

Nicht weit entfernt. In unmittelbarer Nähe. Kratzen und auch Tappen.

Füße?

Lucille richtete sich wieder auf und sie spie aus. Dann atmete sie einige Male tief durch und drehte den Kopf, um sich ihre nähere Umgebung anzuschauen, denn das Geräusch war nicht weit entfernt von ihr aufgeklungen.

Die Frau suchte den Boden ab.

Noch bewegte sich dort nichts. Geirrt hatte sie sich trotzdem nichts. Es war etwas da. Vielleicht hatte auch jemand an einer Wand gekratzt.

Der Schatten huschte auf einmal durch ihr Blickfeld. Er war kompakt wie ein deformierter Ball auf kleinen Füßen, glatt und ölig auf der Oberfläche wirkend.

Ein Tier - eine Ratte!

Lucilles Atem stockte. Für einen Moment hatte sie den Eindruck, ersticken zu müssen, denn etwas hatte sich in ihrer Kehle festgesetzt. Es war die Furcht vor den Ratten. Schon als Kind hatte sie diese Tiere nicht gemocht. Sie ekelten sie an, sie hatte zuviel Schlechtes über sie gehört, und diese Angst war nie richtig verschwunden.

Die Ratten waren da.

Oder nur eine?

Das konnte sich Lucille nicht vorstellen. Ratten traten zumeist in kleinen Rudeln auf, sie bissen und arbeiteten sich überall durch. Selbst Steinmauern wurden im Laufe der Zeit brüchig, und sie hielten sich gern an Orten auf, wo es feucht war - wie in diesem Verlies.

Die Frau erschrak. Groß und rund waren ihre Augen geworden, ein Zeichen der Angst. In ihrem Gehirn arbeiteten die Gedanken fieberhaft. Sie waren dabei, sich zu überschlagen, und sie fragte sich, was geschehen würde, wenn die Ratten hungrig, sehr hungrig waren.

Dann würden sie auch Menschen angreifen. Brutal und ohne Rücksicht. Sie würden sich auf sie stürzen, um zuerst die Kleidung zu zerfetzen. Danach bissen sie in die Haut, bissen und bissen, bis das Blut aus den Wunden strömte und ihren Hunger noch mehr anstachelte.

Die zweite Ratte sah direkt putzig aus.

Sie hockte vor ihr, den Kopf mit der spitzen Schnauze in die Höhe gereckt. Sie schnupperte, die Barthaare bewegten sich zuckend. Ihr Maul stand spaltbreit offen. In der Lücke schimmerte das Weiß ihrer spitzen Zähne.

Eine zweite Ratte. Oder war es die erste?

Lucille wußte es nicht. Ratte war Ratte, Hunger war Hunger, und Zähne waren Zähne.

Noch immer starrte sie das pelzige Tier an. Der Schwanz lag auf dem Boden. Er bewegte sich und zuckte dabei von einer Seite zur anderen. War es ein Zeichen der Erregung? Reagierte sie so wie eine Katze? Lucille konnte darauf keine Antwort geben. Sie wußte es nicht. Sie war einfach zu hilflos.

Noch wartete oder lauerte die Ratte. Wahrscheinlich suchte sie sich einen günstigen Moment aus, um in die Höhe zu springen.

Nein, sie tat es nicht.

Plötzlich rannte sie auf Lucille zu. Das Trippeln ihrer Füße war deutlich zu hören. Das Tier brauchte nicht weit zu gehen, und Lucille hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, als die Füße über ihren Schuh hinwegkratzten und sich im nächsten Augenblick die Krallen der Ratte im Stoff der Hose verbissen.

Es war erst der Beginn!

Die Ratte lief an Lucilles Beinen hoch. Die Krallen drangen durch den Stoff und die Gefangene spürte auf der Haut, wie sie kratzten, weiter nach oben wanderten, die Hüfte erreichten, sich für einen Moment am Gürtel festhakten, weil die Ratte eine Pause einlegen wollte.

Sie starrte aus ihren kleinen Augen nach oben, und Lucille hielt den Kopf gesenkt.

Beide schauten in ihre Gesichter.

Augen, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. In Lucilles Blick hatte sich die Furcht eingenistet, die Ratte jedoch - so glaubte sie zumindest - starrte sie voller Gier an.

Lucille wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Sie war zu einem starren Wesen geworden, ein mit Haut überzogener Eisbalken, der sich weit, weit weg wünschte.

Noch tat die Ratte nichts. Es war für Lucille schlimm, denn das erhöhte ebenfalls ihre Folter.

Es gab nichts, was sie noch bewegen konnte. Das Eis hatte von ihrem gesamten Körper Besitz ergriffen. Es war wie eine Schicht, die sich von außen nach innen gedrängt hatte und dafür sorgte, daß sie nicht mehr atmen konnte.

Das Herz aber schlug.

Sie wollte sich nicht mehr auf ihren eigenen Körper konzentrieren, sondern mußte nur das verdammte Tier anschauen.

Und das wollte nicht mehr warten.

Plötzlich löste es sich von seinem Platz und sprang in die Höhe. Für einen Moment stand das Tier parallel zu ihrem Körper, dann griffen die Pfoten mit ihren Krallen wieder zu, und diesmal schafften sie es, den Stoff des Pullovers zu fassen.

Lucille spürte die Krallen jetzt an ihrem Oberkörper. Sie hatte den

Mund weit aufgerissen, nur drang kein Schrei aus ihm hervor. Die junge Frau war tatsächlich in ihrer Angst vor der Ratte regelrecht erstarrt. Kein Schluchzen, kein Flüstern, kein Schreien, sie wehrte sich zudem innerlich dagegen, den Weg der Ratte bewußt zu verfolgen, aber sie bekam ihn genau mit.

Das Tier bewegte sich an ihrem Oberkörper hoch.

Auf das Gesicht zu!

Und was das bedeutete, brauchte sie sich nicht erst vorzustellen. Die spitzen Zähne würden die empfindliche Gesichtshaut in Sekundenschnelle zernagen, sie würden…

Ihre Gedanken brachen ab.

Kein Tier krabbelte mehr über ihre Brust. Aber die Ratte war auch nicht zu Boden gesprungen. Sie hockte auf ihrem Körper und hatte ihren Platz auf der linken Schulter gefunden. Dort hockte sie wie ein Stein, bewegte sich nicht, und auch Lucille traute sich nicht, den Kopf zu drehen.

Sie wartete ab.

Den Geruch der Ratte nahm sie schon wahr. Das Tier stank nach Staub, Abfall und Feuchtigkeit. Sie hörte dicht vor ihrem Ohr das leise Schmatzen. Es klang wie das akustische Signal der Vorfreude auf ein gewisses Mahl.

Soll sie beißen, dachte Lucille plötzlich. Soll sie doch beißen, aber bitte nicht in meine Haut, sondern die Stricke zerfetzen. Eine ähnliche Szene hatte sie mal in einem Film gesehen, nach einer Geschichte von Edgar Allan Poe, da hatte eine Ratte die Fesseln eines Mannes durchgebissen, der von einem mörderischen Pendel bedroht wurde.

Die Ratte tat ihr den Gefallen nicht.

Leicht bewegte sie sich auf ihrer Schulter, und die Frau schielte nach links.

Das Tier hockte nicht mehr, es hatte sich aufgestellt. Zugleich spürte Lucille, die Berührung an ihrem rechten Fuß.

Sie schielte nach unten.

Nein!

Es war ein Schrei, der nur in ihrem Kopf aufbrandete. Sie wollte es nicht glauben, aber ihre Augen täuschten sie nicht.

Auf dem Fuß hockte die zweite Ratte, schaute zu ihr hoch und krabbelte wenig später an ihrem rechten Bein entlang, ebenfalls dem Gesicht der Frau zu.

Lucille wünschte sich, ohnmächtig zu werden.

Das passierte nicht.

Statt dessen lief die Folter weiter, und an ihrem linken Ohrläppchen merkte sie die erste Berührung der Ratte mit der ungeschützten Haut…

***

»Ich hätte es mir denken können, John.«
»Was, bitte?«
»Daß du nicht aufgibst.«
Ich lächelte nur und schwieg ansonsten. Natürlich hatte ich nicht im Traum daran gedacht, aufzugeben, auch wenn es so ausgesehen haben mußte.
Wir waren wieder in den Clio gestiegen und weggefahren. Zumindest so weit, bis wir eine Deckung gefunden hatten, hinter der das Fahrzeug verschwinden konnte. Es war eine flache Senke, aber geschützt durch struppiges Buschwerk. Wer jetzt vom Kloster aus unseren Wagen entdecken wollte, der mußte das Haus verlassen und bis zu einer bestimmten, leicht erhöhten Stelle gehen, sonst hatte er keine Chance.
Wir waren dann ausgestiegen und zu Fuß weitergegangen. In einem großen Bogen und immer die spärliche Deckung ausnutzend hatten wir uns dem Kloster von der Rückseite her genähert, in der Hoffnung, dort einen besseren Ort zu finden, um ungesehen auf das umzäunte Gelände zu gelangen.
Jetzt standen wir wieder vor dem Zaun. Der Maschendraht schimmerte vom letzten Regen feucht.
Die Wolken über uns hatten sich noch mehr verdichtet, und die Sonne war nicht zu sehen. Sie schien diesen Tag zu hassen und hielt sich versteckt.
Die Rückseite des Klosters sah tatsächlich anders aus und gab Anlaß zu einer gewissen Hoffnung, was sich besonders auf die Fenster bezog, die eigentlich keine waren, sondern nur Luken, wie man sie von Befestigungsanlagen alter Burgen her kennt.
Auch Marco hatte sie entdeckt. Er nickte mir zu. »Das sind die Fenster zu den einzelnen Zellen.«
»Denke ich mir auch.«
»Ich weiß es deshalb, weil meine Schwester es mir erzählt hat. Sie hat ja in einer der Zellen gehaust.«
»Ja, das ist wohl richtig.«
Sogar den kleinen Klostergarten gab es noch. Er war von einer kniehohen Mauer umgeben, und vier Obstbäume reckten ihre jetzt leeren Äste über die Mauerkrone hinweg.
»Hier müssen wir rüber!« sagte ich.
Marco nickte und schaute am Maschendraht hoch. »Du glaubst nicht, daß er elektrisch geladen sein könnte?«
»Nein, ich sehe keine Kontakte. Es ist in dieser Hinsicht kein Risiko, wenn wir ihn überklettern.«
»Und in der anderen?«
»Keine Ahnung. Ich hoffe nur, daß sie uns das Verschwinden abgenommen haben.«

»Ja, das hoffe ich auch.« Marco nickte. Er schaute zu, wie ich über den Zaun kletterte. Er bog sich unter meinem Gewicht, und ich hatte etwas Mühe mit dem Gleichgewicht, deshalb war ich froh, daß mich Marco abstützte.

Als ich meine Hände auf die Zaunkrone legte, schwang ich auch die Beine hoch. Zuerst das rechte Bein, danach das linke, so erreichte ich die andere Seite des Zauns, sprang nach unten, wobei ich auf einem weichen Boden landete.

»Alles klar?« fragte mich Marco, der noch an der Vorderseite des Zauns stand.

»Ja, es ist okay.«

»Kann ich jetzt klettern?«

»Komm schon.«

Marco machte es mir nach. Diesmal half ich ihm, denn ich griff durch die Lücken und unterstützte ihn so bei seinen Bemühungen. Er hatte einige Schwierigkeiten, wäre beinahe noch gefallen, konnte sich aber festhalten und pendelte mit dem Zaun vor und zurück.

Schließlich hatte er es geschafft, sprang zu Boden und wurde von mir festgehalten. Dabei merkte ich, daß der junge Mann zitterte.

»Alles ist gutgegangen, Marco.«

Er holte pfeifend Luft. »Das bin ich nicht gewohnt. Außerdem war ich nie ein großer Sportler.«

»Beim drittenmal hast du Routine.«

Er verzog den Mund und winkte ab. »Ich hoffe, daß es kein drittes Mal geben wird.«

»Wahrscheinlich nicht.«

Wir hatten uns beide gedreht und die Blicke auf das Kloster gerichtet. An dessen Rückseite hatte sich nichts getan. Keine Bewegung, weder vor noch hinter den Fensterluken. Das Gelände war flach, es war kahl und nur die kleine, den Garten umgebende Mauer bildete so etwas wie eine Abwechslung.

Kein Kreuz war zu sehen. Marco hatte recht gehabt. Das war auch kein Kloster. Ich rechnete immer stärker damit, daß wir so etwas wie einen Hort des Satans entdeckt hatten, und bei diesem Gedanken wurde mir nicht wohl. Der steife Wind umwehte uns. Dicke Wolkenberge am Himmel kamen uns vor, als wollten sie uns segnen. Die Kälte hatte zugenommen. Es roch wieder intensiv nach Schnee. Der letzte war bereits weggetaut.

Die Entfernung zwischen Zaun und Kloster war nicht groß. Wir würden sie schnell überwunden haben. Unsere Füße traten das rauhe Wintergras nach unten. Manche Klöster hatten ihre eigenen Friedhöfe, hier war davon nichts zu sehen.

Eine leere, tote Landschaft. In dieser Umgebung konnte sich ein normaler Mensch einfach nicht wohl fühlen, das zumindest war meine

Ansicht. Aber wer war schon normal, der sich in diesem düsteren, gar nicht mal hohen Bau versteckte?

Das Dach bildete zwei graue Flächen, die an verschiedenen Seiten schräg nach unten liefen. Auch die Scheiben in den lukenartigen Fenstern schimmerten nicht.

Vor unseren Lippen kondensierte der Atem. Ich hätte mir jetzt ein dichtes Schneegestöber gewünscht, und als ich daran dachte, wurde ich von den ersten Flocken berührt, die noch spärlich aus den Wolken rieselten.

Marco schaute in die Höhe. »Es geht los!«

»Wenn er dichter fällt, kann das nur von Vorteil für uns sein.«

»Mal sehen.«

Wenig später hatten wir die aus unregelmäßig gesetzten Steinen bestehende Gartenmauer erreicht, und der alte Bau lag beinahe zum Greifen nahe vor uns.

Wir duckten uns nicht hinter der Mauer, sondern schauten darüber hinweg, und ich hatte bereits das Ziel anvisiert. Es war eine graue Tür an der Hinterfront und fast in dem rechten Winkel, wo der Anbau vom Haupthaus wegführte.

»Wenn wir dort hineinkommen, haben wir Glück gehabt.«

Marco wischte nassen Schnee aus seinen Haaren. »Das wäre wirklich ein Klopfer.«

Die Flocken fielen dichter. Innerhalb weniger Minuten hatte sich die Umgebung verändert. Sie war von einem tanzenden, grauen Teppich bedeckt worden. Er lag überall, nichts konnte ihm entgehen.

Ich bemerkte bei Marco eine gewisse Unsicherheit. »Hast du Probleme?«

»Nicht direkt, aber ich muß immer wieder an den Schatten denken, der auch in mir war. Jetzt sind wir am Kloster, vielleicht in seiner Nähe. Da hat er freie Bahn.«

»Es gibt mich ja auch noch«, erwiderte ich lächelnd.

»Das beruhigt mich.«

Die Tür war nicht mehr weit entfernt. Beide atmeten wir auf, als wir sie erreicht hatten. Jetzt standen wir im spitzen und zugleich toten Winkel. Wer uns jetzt noch entdecken wollte, hätte sich schon weit aus dem Fenster lehnen müssen.

Der Garten lag hinter uns. Wir hatten die schmalen Wege benutzt, wo unsere Fußspuren allmählich zuschneiten. Ich kümmerte mich um das Schloß, während Marco zurückschaute und mir so mit seiner Kontrolle gewissermaßen den Rücken deckte.

Ich atmete auf, als ich sah, daß es ein völlig normales Türschloß war, zu dem auch eine normale dunkle Metallklinke gehörte. Die Handschuhe hatte ich abgestreift, als ich die Klinke nach unten drückte - und vor Überraschung einen winzigen Schritt zurücktrat,

denn ich wollte kaum glauben, daß die Hintertür nicht verschlossen war.

Auch Marco staunte. »Die ist ja offen«, flüsterte er.

»Klar.«

»Das ist ein Ding. Warum denn?«

»Die fühlen sich hier wohl sehr sicher, sage ich mal. Uns kann es nur recht sein.«

»Das meine ich auch.«

Ich bedeutete ihm, zurückzubleiben, was er nicht ungern tat. Dann drückte ich die Tür behutsam auf und schaute in die graue Dämmerung des Klosterganges. Dabei fiel mir die Stille auf. Ich hörte weder Stimmen noch Schrittgeräusche. Die bleierne Ruhe lastete zwischen den Mauern, als wäre das Haus ein großes Grab.

»Kannst kommen, Marco!«

Der junge Mann folgte mir auf dem Fuß. Ich ließ ihn herein und drückte die Tür so leise wie möglich zu. Wir standen jetzt im Innern, schauten uns an, und Marco nickte. »Das hätte ich ja nie gedacht. Ob wir Lucille hier finden?«

»Das hoffe ich doch.«

»Aber wo?«

»Abwarten, keine Hektik jetzt.«

Es fiel Marco zwar schwer, aber er richtete sich danach. Zunächst mußten wir uns einen Überblick verschaffen. Wir befanden uns in einem schmalen Seitengang, der nicht sehr lang war und schon bald in einem normalen Gang mündete.

Ich hatte ihn erreicht, schaute nach rechts, wo eine verschlossene Tür den Beginn des Anbaus markierte, und als mein Blick nach links glitt, da schimmerte der dunkle Stein des Bodens wie ein blinder Spiegel. Es war noch immer nichts zu hören. Wir sahen keine dieser angeblichen Nonnen. Das Innere des Klosters war still und wirkte verlassen. Es gab auch keine Gerüche, denn auch sie wären Hinweise darauf gewesen, daß hier Menschen lebten, aber selbst darauf warteten wir vergebens.

Nur diese beklemmende Stille wollte einfach nicht weichen, und durch sie bewegten wir uns weiter.

Es mußte der Hauptgang sein. Wir befanden uns an der Vorderseite des Klosters, und die dicke Wand war immer wieder von den Vierecken der Fenster unterbrochen.

Viel war nicht zu erkennen, wenn wir hinausschauten, denn der Schnee hatte an Dichte zugenommen. Die Flocken fielen geballt aus den dunklen Wolken. Himmel und Erde waren nicht mehr zu unterscheiden. Die Welt draußen hatte sich in einen einzigen Brei verwandelt, und das Zeug blieb auch liegen.

Rechts befanden sich die Fenster, links von uns konnten wir die dunklen Türen sehen.

Vor allem Marco zuckte es in den Fingern, die eine oder andere zu öffnen, ich aber schüttelte den Kopf und erklärte ihm, daß ich dorthin wollte, wo sich der Eingang befand.

»Warum das denn?«

»Es muß dort ein Büro geben. Schließlich hat man uns auch geantwortet.«

»Stimmt.«

Fenster für Fenster glitt an der rechten Seite vorbei. An der linken geschah das gleiche mit den Türen, und dann wurde die Reihe der Fenster von einer breiten Tür unterbrochen.

Der Eingang!

Ich blieb stehen. Zudem hatten wir das Ende des Gangs erreicht und befanden uns in einer kleinen Vorhalle, an deren Wänden dunkle Stühle mit hohen Lehnen standen.

Für sie hatten wir keinen Blick. Uns interessierte mehr die Holztür, die breiter war als die Türen, die wir bisher passiert hatten. Dahinter konnte die Zentrale oder ein Büro dieses »Klosters« liegen, und unsere Neugierde stieg schlagartig an.

Marco hielt sich auf mein Zeichen hin zurück. Ich näherte mich der Tür, besah mir die gebogene Klinke und erkannte, daß sich jemand mit einem Messer oder einem anderen Gegenstand an dem Holz zu schaffen gemacht hatte. Es sah so aus, als wären dort einige Zeichen durch Gewaltanwendung verschwunden.

»Und?« flüsterte Marco hinter mir, der gesehen hatte, wie ich in die Knie gegangen war, um einen Blick durch das Schlüsselloch zu werfen.

»Nichts zu sehen.«

»Auch nicht hell oder dunkel?«

Ich kam wieder hoch. »Nun ja, so hell wie hier. Aber ich kann keinen Menschen entdecken.«

»Mist!«

»Deine Schwester wird, sollte sie tatsächlich hier gefangen sein, bestimmt nicht in diesem Raum festgehalten werden, das kannst du mir glauben.«

Marco war kaum zu zügeln. »Dann holen wir uns doch dieses Weib, das gesprochen hat.«

»Das werden wir, keine Sorge.« Nach diesen Worten berührte ich das kalte Metall der Klinke und schob kaum eine Sekunde später die schwere Tür nach innen.

Kein Knarren, kein Quietschen, wie man es hätte erwarten können, die Tür schwang beinahe lautlos auf, und sie gab mir den Blick frei auf einen relativ großen Raum, der karg eingerichtet war, doch ich hatte weder einen Blick für die beiden schmalen Schränke mit den Glastüren, noch für die harten Stühle. Ich interessierte mich mehr für den Schreibtisch, der wie ein Thron inmitten des Raumes stand und

hinter dem jemand saß.

Es war eine Frau!

Eine Tote?

Beinahe hätte man den Eindruck haben können, denn sie bewegte sich nicht. Sie starrte Marco und mich aus kalten Augen an. Faltig und verkniffen war ihr Gesicht. Die Frau hatte sich bei unserem Eintritt nicht um einen Zentimeter bewegt, selbst ihre Hände lagen wie versteinert auf der dunklen Schreibtischplatte, nicht weit entfernt von der Gegensprechanlage.

Marco schloß hinter mir die Tür. Als das leise Geräusch verstummt war, ging ich einen Schritt vor.

Auch da rührte sich die Person nicht. Sie schien wirklich nur mehr eine Hülle zu sein. Ihre Kleidung bestand aus einem schwarzen Stoff und endete dicht unter dem Hals. Wir sahen nur das Gesicht, nicht aber die Haare, denn über sie hatte sie eine Kapuze gestreift, die Ähnlichkeit mit den Schutenhüten aus der Biedermeierzeit aufwies.

Durch die Schwärze der Kleidung wirkte ihr Gesicht möglicherweise heller, als es tatsächlich war.

Die Haut wirkte alt und dokumentierte ein langes Leben.

Da der Schreibtisch sehr groß war, wirkte die Person dahinter recht schmal, sogar gebrechlich, doch ich hütete mich davor, sie zu unterschätzen.

Sie hatte auf uns gewartet, dieser Eindruck überkam mich, auch wenn sie selbst dazu nichts sagte. In diesem Raum war sie die Königin, hier hielt sie Hof und auch Wache.

Die Tür war geschlossen, es gab nur mehr die Frau, Marco Anderre und mich. Wobei ich merkte, daß Marco kaum noch in der Lage war, sich neben mir zu halten. Er war drauf und dran, sich auf die Frau zu stürzen und ihr an die Kehle zu gehen.

»Du mußt dich zusammenreißen, Marco. Tu nichts, was du anschließend bereust.«

»Am liebsten würde ich ihr den Hals umdrehen, verdammt!«

»Ruhig…«

Die Frau hatte Marcos Worte vernommen, und zum erstenmal seit unserem Eintritt sah ich eine Regung. Sie lächelte. Ein dünnes Zucken ihrer Mundwinkel, mehr war es nicht, aber ich faßte es als eine Warnung auf, denn ich glaubte nicht daran, daß sich diese Person auf der Verliererseite sah. Sie hatte immer gewonnen, und sie würde auch jetzt gewinnen, das stand für mich fest.

Ich ging noch einen Schritt vor, und Marco blieb zum Glück hinter mir. »Sie wissen, wer wir sind?« fragte ich.

Die Person nickte.

»Sie haben uns wegschicken wollen.«

»Ja.« Zum erstenmal hatte sie gesprochen. Die Stimme war auch

nicht durch eine Sprechanlage verzerrt worden, trotzdem klang sie so, wie wir sie draußen am Tor gehört hatten. Kratzig, rauh, als hätte die Person Mühe gehabt, überhaupt ein Wort zu sagen. Ich fragte mich, wer sie war, was hinter ihr steckte, ob sie noch handelte und reagierte wie ein normaler Mensch. Oder ob ich hier jemand vor mir sitzen hatte, der sich in einer Zwischenstufe zwischen Mensch und Zombie befand.

»Sie wissen, weshalb wir hier sind.«

Ihre Augen bewegten sich. Sie schaute mich an, und wir erhielten auch eine Antwort. »Es gibt hier keine Lucille Anderre. Es gab sie, aber sie ist vergessen.«

»Für Sie vielleicht, nicht für mich und meinen Begleiter, der übrigens ihr Bruder ist.«

»Aha.«

»Was ist mit ihr passiert?«

»Sie floh«, gab die Frau zu.

»Und dann?«

»Nichts mehr.«

»Ihr habt sie nicht zurückgeholt?«

»Ihr?« wiederholte sie monoton. »Wieso ihr? Sehen Sie hier noch andere Frauen?«

»Nicht in diesem Raum.«

»Eben.«

»Aber sicherlich woanders. In den zahlreichen Zellen zum Beispiel. Es sind nicht wenige, und ich habe mich gefragt, welchem Orden diese Frauen angehören, die hier leben. In einem Bau leben, den sie als Kloster bezeichnen, der aber nichts klösterliches an sich hat, denn es fehlt einfach das Zeichen, auf das sich viele Klöster berufen, das Kreuz. Ich habe es nirgendwo entdecken können.«

Die namenlose Frau hatte das Gesicht verzogen, als ich das Kreuz überhaupt ansprach. Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie nichts mehr damit zu tun haben. Dann bewegten sich ihre Finger. Sie rutschten über den Schreibtisch hinweg, und wenig später hatten sich die Hände zu Fäusten geschlossen. »Warum stellt ihr meine Geduld auf eine derartige Probe? Warum tut ihr das? Geht weg. Geht beide weg. Verschwindet, es ist meine letzte Warnung!«

»Wir werden gehen«, erwiderte ich und hörte hinter mir das heftige und ungeduldig klingende Atmen des Marco Anderre. »Aber wir werden nicht zu zweit, sondern zu dritt gehen, und diese dritte Person wird Lucille sein. Verstanden?«

»Ich habe es gehört.« Noch immer redete sie so unnatürlich monoton, als lief in ihrer Kehle ein Kassetten-Recorder, der nach jeder Frage eingeschaltet wurde.

»Wir werden Lucille holen.«

Die Frau am Schreibtisch schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Ihr werdet sie nicht bekommen. Wie oft soll und muß ich das eigentlich noch sagen?«

»Wir…«

»Verdammte Scheiße! Ich mache dich fertig, du altes Miststück!« Marco hielt es nicht mehr aus.

Die Sorge um seine Schwester ließ ihn alle Vorsicht vergessen. Sie brachte ihn beinahe um den Verstand, und ihn hielt auch nichts mehr auf seinem Platz.

Er rannte vor, wollte an mir vorbei und hatte es auch fast geschafft, als ich das gefährliche Knurren hörte, das in der Nähe des Schreibtisches aufklang.

Meine Sinne schlugen Alarm. Freund Marco hatte das Knurren überhört, er wollte losrennen, und ich schaffte es gerade noch, ihn zu stoppen. Mein vorschnellendes Bein stellte sich zwischen seine, und das brachte ihn aus dem Gleichgewicht.

Plötzlich riß er die Arme hoch, er fiel auf den harten Boden, schrie auf, weil er sich die Knie gestoßen hatte, und dabei sah ich, von wem das Knurren stammte.

Die beiden Hunde hatten sich hinter dem Schreibtisch gelöst. Sie mußten neben der Frau gehockt haben, und es waren nicht nur einfache Hunde, sondern gefährliche und häßliche, auf Menschen abgerichtete Pit Bulls.

Wenn sie einmal eine Beute hatten, zerfleischten sie diese bis auf die Knochen…

***

Die Ratte hatte mit ihrer Schnauze oder mit ihren Zähnen an Lucilles linkem Ohrläppchen gezupft.

Ein Stich, kaum als Schmerz zu bezeichnen, aber sie spürte den feuchten Tropfen, der aus der Wunde wie eine kleine Perle gequollen war.

Blut!

Und Blut macht Ratten wild, so glaubte zumindest Lucille. Sie tat nichts, aber was hätte sie auch tun können? Zumindest Schreie ausstoßen, um die Ratten zu erschrecken. Das schaffte sie ebenfalls nicht, und so stand sie da und wartete.

Der zweite Biß, der dritte und…

Keiner folgte. Sie hörte das leise Schmatzen der Ratte auf ihrer Schulter, dann die nächste Berührung an ihrem Ohrläppchen. Ein leichter Touch mit der Rattenzunge, die sich den nächsten Tropfen holte und trank. Zugleich bewegte sich die zweite Ratte weiter. Sie kletterte am Körper der Gefangenen in die Höhe, und sie hatte sich dazu die rechte Seite ausgesucht.

Schnell und elegant wieselte sie in die Höhe. Nicht an der Brust entlang, wie es die erste Ratte getan hatte, sondern über den Arm hinweg bis zur rechten Schulter, wo sie hockenblieb.

Sie wartete.

Auch Lucille wartete. Sie wußte, daß die Ratte auch zubeißen wollte, und die lauerte praktisch darauf, daß dieses Tier ihr anderes Ohrläppchen anknabberte.

Das tat es nicht.

Beide Ratten hockten auf ihren Schultern wie zwei Leibwächter, und sie bewegten sich auch, denn sie starrten ihr Opfer nicht mehr an, sondern schauten nach, als könnten sie vor der Mauer eine Beute entdecken.

Warum bissen sie nicht? Warum leckten sie nicht ihr Blut? Sie, mußten doch hungrig sein. Auf was warteten sie?

Lucille wußte es nicht. Auch wenn sie versucht hätte, es herauszufinden, es wäre ihr nicht gelungen, weil sie die Gedanken einfach nicht kontrollieren konnte. Sie wanderten immer wieder weg, und der einzige Verlaß waren ihre Augen.

Die nahmen plötzlich etwas wahr!

Eine huschende Bewegung in dem trüben Licht, wobei die Bewegung mit keinem noch so geringen Geräusch verbunden war. Da war etwas dabei, sich ihr völlig lautlos zu nähern.

Lucille war irritiert, denn sie erinnerte sich nicht mehr genau daran, wo sie die Bewegung gesehen hatte. Rechts, links - direkt vor ihr? Sie wartete, und die beiden Ratten warteten ebenfalls. Die linke leckte nicht mehr an ihrem verletzten Ohrläppchen, aber beide Tiere waren unruhiger geworden. Sie standen nicht mehr still. Ihre Beine mit den Krallen bewegten sich auf der Stelle, sie durchdrangen den Stoff des Pullovers, und Lucille spürte wieder das Kratzen auf ihrer Haut und ebenfalls die warme Nässe des Blutes.

Sie preßte ihre Finger zusammen. Es fiel ihr schwer, da sie steif geworden waren. Das Blut zirkulierte nicht mehr so, wie es sein mußte, überhaupt hatte sich alles verändert, und die Ratten wurden von Sekunde zu Sekunde nervöser, als würde sich ihnen eine tödliche Gefahr nähern.

Lucille bewegte ihre Augen. In den letzten Sekunden war sie innerlich aufgeputscht worden, und sie hörte sich auch heftiger atmen. Es glich schon einem abgehackten Keuchen.

Plötzlich verließ die erste Ratte ihre linke Schulter. Sie hatte sich noch einmal abgestemmt, bevor sie dem Boden entgegenflog und landete. Sie schaute sich aufmerksam um, als wollte sie herausfinden, welche Gefahr durch den Keller schlich.

Lucille sah nichts.

Aber die zweite Ratte sprang von ihrer Schulter, ohne Lucille

gebissen zu haben. Mit einem klatschten Laut landete sie dicht neben ihrem Artgenossen, und über beide Körper fiel plötzlich ein dunkles Gespinst, der Schatten.

Lucille brauchte nicht hochzuschauen, um zu wissen, wer dieser Schatten war. Sie kannte ihn, sie hatten ihn selbst gespürt, er hatte sie in ihren Träumen verfolgt, er war der wahre Herrscher dieses verfluchten Klosters, und er bewies ihr, wozu er fähig war, denn er veränderte die Ratten.

Plötzlich waren sie nicht mehr Freunde, sondern Feinde. Sie sprangen aufeinander zu. Sie schrieen dabei, sie quiekten, sie hatten ihre Mäuler weit aufgerissen, und sie hackten sich gegenseitig die Zähne ins Fell und Fleisch.

Auf Lucilles Schulter waren sie friedlich gewesen, der Schatten aber hatte sie zu kleinen Bestien gemacht. Da war etwas Böses in die Tiere eingedrungen, und jede Ratte versuchte mit aller Macht, die andere zu töten. Sie wälzten sich ineinander verkeilt über den Boden, der durch das Blut feucht geworden war. Sie konnten sich nicht mehr lösen, sie hatten sich gegenseitig verbissen. Ihre Zähne waren wie Reißer, die immer mehr Stücke hervorholten.

Es gab keine Chance, für keine der Ratten. Es war einfach furchtbar, und Lucille hatte den Kopf zur Seite gedreht, weil sie einfach nicht mehr zuschauen konnte. Sie weinte. Ihre Augen brannten, aber sie wunderte sich darüber, daß sie in der Lage war, noch einen klaren Gedanken zu fassen, denn sie dachte daran, was wohl geschehen würde, wenn dieser schreckliche Schattenkiller in sie hineinkroch und seine gesamte Kraft abgab.

Die Frau schauderte. Es war einfach zu schlimm. Sie konnte und wollte daran nicht denken.

Auf einmal war es um sie herum still. Kein Kratzen, kein schrilles Schreien oder Fiepen mehr, die Ruhe drückte sie nieder, und für einen Moment überkam sie das Gefühl, so schrecklich allein und verlassen zu sein. Sie konnte an nichts mehr denken, starrte nach vorn, hinein ins Leere, dann senkte sie den Blick, um vor ihre Füße zu schauen.

Dort lagen die Ratten.

Nein, nicht sie.

Es waren die Reste, die von beiden Tieren zurückgeblieben waren. Sie lebten nicht mehr, sie hatten sich gegenseitig getötet und bildeten einen feuchten Klumpen. Die Frau wollte einfach nicht mehr hinsehen.

Eine Bewegung lenkte sie ab.

Es war der Schatten, der über die toten Rattenkörper hinwegstrich und sich einer Wand näherte, an der er in die Höhe kroch. Es entstand kein Geräusch dabei, und die Frau schaute aus starren Augen zu, wie sich der Schatten auch weiterhin bewegte, wie er lautlos kroch, wie er an der Wand entlangwanderte, wobei sie sich fragte, ob es noch der

gleiche war wie der in ihren Träumen, denn sie vermißte die roten, glühenden Augen.
Jedoch nicht lange, denn plötzlich waren sie wieder da. Sie erschienen aus dem Nichts, als hätten sie sich in der Wand verborgen gehalten, und auf einmal glühten sie wieder in der Dunkelheit.
Die Augen starrten Lucille an.
Drohend und wissend zugleich.
Kalt, gefährlich, ohne sich zu bewegen. Sie malten sich an der gegenüberliegenden Wand ab, aber sie bewegten sich plötzlich, wanderten von der Wand weg, huschten über den Boden und erreichten ungefähr eine Körperlänge von ihr entfernt die Wand, an der sie gefesselt war.
Für einen Moment stand er still. Dann huschte er langsam weiter und kroch über das rauhe Gestein.
Hoch und höher…
Er drehte sich nach rechts.
Es war genau die Richtung, wo sein nächstes Opfer wartete.
Lucille wußte nicht, was sie tun sollte. Sie konnte nichts tun, sie war nicht mehr dazu in der Lage.
Sie hielt den Mund weit offen. Schreien, nur schreien und…
Dann war der Schatten da.
Er erwischte sie wie ein kalter Nebelstreif, als er über ihr Gesicht glitt, und einen Moment später in ihr verschwunden war. Die Kälte wechselte, ihr wurde warm, dann heiß, und plötzlich nahmen ihre Augen tief in den Pupillenschächten eine andere Farbe an.
Sie glühten in einem gefährlichen Rot…

***

Marco Anderre lag am Boden. Er hatte sich auf beide Ellenbogen gestützt. In seinen Augen lag das blanke Entsetzen, als er die weit aufgerissene Schnauze des Kampfhundes fixierte, der auf ihn zurannte, wobei die Pfoten über den glatten Boden glitten und er nicht so vorankam, wie er es sich vorgestellt hatte. Er rutschte mehrmals aus.
Ich war das Ziel des zweiten Hundes. Er hatte den längeren Weg, da er zuvor um den Schreibtisch herumwieseln mußte. Hinter ihm hockte die namenlose Frau unbeweglich wie eine Statue. Aus kalten Augen schaute sie unbeteiligt zu.
Für mich war zunächst der Hund wichtig, der Marco angriff, denn der junge Mann befand sich in höchster Gefahr. Ich hatte meine Beretta längst gezogen, und das Ziel war auch gut zu treffen, da sich das Tier auf dem direkten Weg voranbewegte und nicht nach links oder rechts abdriftete. Ich schwenkte die Waffe und feuerte.
Zwei Kugeln hieben in die kompakte Masse mit dem hellen Fell. Der Köter jaulte auf. Plötzlich spritzte Blut aus seinem Schädel. Mitten in

der Bewegung wurde er gestoppt. Er fiel zu Boden, schlug mit den Pfoten um sich, rutschte noch über den glatten Steinboden, aber er geriet nicht mehr bis an sein Opfer heran.

Jaulend blieb er liegen.

Ich hatte mich durch die Treffer ablenken lassen. Das war gefährlich, denn der zweite Köter war bereits unterwegs.

Und er sprang.

Ich bekam es aus dem Augenwinkel mit, drehte mich und feuerte in der Bewegung die dritte Kugel ab. Treffer.

Aber nicht tödlich.

Der Hund, einmal auf dem Weg und durch den Blutgeruch aufgepeitscht, versuchte es trotzdem. Er biß zu und erwischte mich. Die Zähne hackten in den Stoff meiner Hose und bissen sich darin fest.

Ich spürte in den nächsten Augenblicken die gewaltige Kraft dieses Monstrums. Es zerrte, er wollte mich zu Boden reißen, um mir dort den Rest zu geben.

Wieder feuerte ich.

Diesmal schräg nach unten. Ich zielte auf den zuckenden Schädel und traf ihn auch. Dicht an meinem Bein huschte die Silberkugel vorbei und hämmerte in den Kopf.

Es war so, als hätte er einen Faustschlag bekommen. Der Köter jaulte wie irre auf, seine Zähne lösten sich von meiner Hose, und als Erinnerung behielt er noch ein Stück Stoff zwischen seinen Reißern. Damit konnte er im Jenseits auch nicht viel anfangen, denn er war ebenso tot wie sein Artgenosse.

Geschafft!

Mein Blick traf die Frau. Sie hatte sich noch immer nicht vom Fleck gelöst. Die Vernichtung ihrer beiden Leibwächter schien sie nicht zur Kenntnis genommen zu haben.

Und Marco Anderre?

Er lag da, ohne sich zu rühren. Nur sein pumpender Atem bewies, daß er noch lebte.

Ich ging zu ihm. Marco hörte meine Tritte. Mit einer mühseligen Bewegung drehte er den Kopf.

»Du kannst aufstehen«, sagte ich.

Er nahm meine Hand und ich zog ihn hoch. Einen Menschen, der zitterte, blaß war und dem erst jetzt so richtig zu Bewußtsein kam, welcher Gefahr er entronnen war.

»Geschafft!« flüsterte ich.

»Ja, ja…« keuchte er mit einer Stimme, die er wohl selbst kaum erkannte. »Aber wie…?«

»Denk nicht darüber nach.«

Seine Hand zitterte, als er über seinen Hals fuhr. Dann drehte er den Kopf und schaute zum Schreibtisch hin, wo die Person hockte, die uns

die Hunde auf den Hals gehetzt hatte. Sie gab keinen Kommentar ab, nicht mal ihre Hände bewegten sich.
Ich lud die Waffe nach, ohne die Person aus den Augen zu lassen. Als ich das Magazin wieder in den Griff drückte, trat ich an den Schreibtisch heran und blieb an der hinteren Seite stehen.
»Es hat nicht geklappt, Madame! Ihre Hunde waren alles, nur nicht allmächtig.«
Sie sagte nichts.
Hinter mir atmete Marco heftig. Ich wußte, wie sehr er unter Druck stand. Wir waren hier erschienen, um die Spur seiner Schwester zu finden. Das war uns bisher nicht gelungen. Sie aber wußte Bescheid, das war mir klar.
Marco wollte sich nicht mehr länger nur mit dem Schweigen abgeben. Ich konnte ihn nicht aufhalten. Wie ein Wirbelwind rannte er um den Schreibtisch herum. Wir sahen beide das Erschrecken der Frau, die plötzlich noch mehr vereiste, ihre Hände in die Höhe hob, als wollte sie Marco abwehren, der aber war zu schnell.
Er riß die angebliche Nonne von ihrem Stuhl hoch, trat diesen zurück und hatte freie Bahn. Er wuchtete die Frau zu Boden, nachdem er sie durchgeschüttelt hatte, zerrte sie wieder hoch, schüttelte sie erneut und brüllte ihr ins Gesicht: »Wo ist sie, verdammt! Wo ist meine Schwester? Was hast du mit ihr gemacht?«
Keine Antwort!
Ich sah, wie er die Person wieder zu Boden schmettern wollte, doch diesmal griff ich ein.
»Laß es, Marco!«
»Aber Lucille…«
»Ich weiß. Sie wird uns den Weg zu ihr trotzdem zeigen!«
»Das glaube ich nicht. Das glaube ich einfach nicht…«
Ich schob Marco zur Seite, faßte die Person zum erstenmal an und spürte auch die Haut unter ihrer Kleidung.
Haut?
Nein, das war vielleicht eine dünne, faltige Hühnerhaut, aber kein festes Fleisch, wie man es von einem Menschen erwarten konnte. Sie war dünn, sie war lappig und weich, als wäre etwas Künstliches über ihr Knochengerüst gezogen worden. Wenn ich ehrlich sein wollte, dann paßte sie auch zu ihrem Gesicht. Ich drückte die Frau wieder zurück in ihren Stuhl und schaute sie von oben her an.
»Sie werden reden.«
»Warum?«
»Sie müssen reden.«
»Nein, nicht ich.«
»Wie heißen Sie?«
»Was sind schon Namen?«

»Ich will Ihren Namen wissen!«
»Er spielt keine Rolle.«
»Wirklich nicht?«
»Nein, denn ihr werdet verlieren.«
Sie hatte mit schwacher Stimme gesprochen. Da waren keine Emotionen mit durchgeklungen. Sie hatte einfach nur gesprochen, mehr nicht, und auch nichts betont.
»Ist das hier ein Kloster?« nahm ich den Faden wieder auf.
»Was sonst?«
»Steht es leer? Sind Sie die einzige Insassin?«
»Ich habe Schwestern.«
»Und wo finden wir die?«
Die Frau legte ihren Kopf zurück, um mich anschauen zu können. In ihren Augen schimmerte es.
»Sucht sie…«
So kamen wir nicht weiter. Diese Frau war eiskalt. Sie führte uns an der Nase herum. Sie wußte viel, wahrscheinlich war sie die rechte Hand des Wesens, das wir suchten. Der Tod ihrer beiden Hunde machte ihr nichts aus. Zumindest ließ sie sich äußerlich nichts anmerken. Sie blickte gleichgültig auf die Kadaver, die Lippen geschürzt, die Augenbrauen etwas hochgezogen.
»Sie haben auch einen Namen?«
»Ja.«
»Wie heißen Sie?«
»Warum wollen Sie das wissen, Monsieur?«
Marco Anderre konnte sich nicht mehr beherrschen. »Warum? Warum?« brüllte er. »Verdammt noch mal, ich will endlich erfahren, was hier alles los ist! Ich will es!« Er schaute mich an. Der junge Mann stand unter Strom. Er war innerlich aufgewühlt. »überlasse sie mir, John! Bitte, ich werde aus ihr herausbekommen, was wir wissen müssen.«
Ich winkte ab. »Das weiß ich, Marco. Aber es ist nicht so gut, glaube es mir. Ich möchte keine Gewalt.«
»Was denn?«
»Es gibt andere Methoden.«
In den Augen der Frau funkelte es. Ich hatte sie unter Kontrolle gehalten, deshalb war mir diese Reaktion aufgefallen. Und sie setzte sich gespannter hin. Plötzlich zeigte sich auch eine gewisse Kompromißbereitschaft, als sie sagte: »Ich heiße Helene…«
»Oh!« Ich nickte. »Das ist immerhin etwas. Haben Sie auch einen Nachnamen?«
»Ja, aber den vergaß ich.«
»Gut. Sie leiten dieses…«, das Wort Kloster wollte mir nicht über die Lippen, deshalb benutzte ich das Wort Haus.

»Zusammen mit meinen Schwestern.«
»Und wo finden wir sie?«
»Überall«
»Das stimmt nicht!« keuchte Marco sie an. »Verdammt noch mal, das stimmt nicht!«
»Was ist dein Problem, Junge?«
»Ich will meine Schwester sehen. Ich will auch wissen, wo die anderen sind, und ich will wissen, was es mit diesem Schatten auf sich hat. Wir wollen ihn finden.«
»Es gibt keinen Schatten.«
»Aber es ist eine Tatsache«, sagte ich schnell, »daß keine Kreuze vorhanden sind. Kein einziges Kreuz haben wir gesehen, alles war verschwunden - alles. Warum? Dieses Haus sieht aus wie ein Kloster, aber es ist keines, nicht wahr?«
Helene blieb ruhig. »Das ist möglich.«
»Was ist es dann?«
»Ein Heim!«
Mich stellte diese Antwort schon zufrieden, denn sie hatte mich einen kleinen Schritt nach vorn gebracht. »Ein Heim also. Wofür? Für gefallene Mädchen oder schwer erziehbare Personen?«
»Nein, für uns. Für die Menschen, die mehr sehen wollen. Die hinter die Dinge schauen. Für Frauen, die Erfahrungen haben. Für Personen, die uns nicht gleichgültig sein können. Von denen wir wissen, über die wir Bescheid wissen, die sich uns aber nicht zeigen. Das und nichts weiteres ist es.«
»Weiter!«
»Du wirst es nicht verstehen, Mensch!« Helene hatte das letzte Wort abfällig gesprochen, als stünde sie weit darüber. Aber sie war ebenfalls ein Mensch, sie war kein Dämon, das hätte ich sonst längst herausgefunden.
»Du magst keine Kreuze, nicht?«
Helene hob die Schultern. »Wir brauchen sie nicht. Wir sind einen anderen Weg gegangen, den spirituellen.«
»Den geistigen also.« Ich hatte Spott in meiner Stimme mitschwingen lassen, der allerdings von Helene überhört wurde. Sie blieb ernst und nickte. »Es ist der neue Weg, den die Menschen einschlagen müssen. Sie sind gezwungen, sich zu ändern. Es geht nicht an, daß sie alles ignorieren. Der neue Weg ist vorgezeichnet, wir werden ihn gemeinsam gehen…«
»Wir?« höhnte ich.
»Nein, nicht du. Denn du bist ein Feind. Du bist ein Zerstörer der spirituellen Ordnung, und die Kräfte wissen, was sie mit Zerstörern zu tun haben.«
»Da bin ich gespannt.«

»Sie werden selbst zerstört!«
»Aha. Wie Lucille.«
Helene lächelte nur, eine Antwort bekamen wir nicht. Mir kam es zudem vor, als wollte sie uns nur hinhalten, und Marco, der sie schon einmal zu Boden gestoßen hatte, erregte sich wieder. »Überlaß sie mir, John, bitte, du mußt sie mir überlassen!«
»Nein! Du hältst dich zurück!«
Ich hatte meine Worte kaum ausgesprochen, als wir Tritte hörten. Nicht schleichend, sondern normal. Sie waren hinter uns aufgeklungen. Helene lächelte, sie rechnete damit, Hilfe zu bekommen.
Ich fuhr herum. Die Beretta glitt mir dabei wie automatisch in die rechte Hand. Ich richtete die Mündung auf die Tür und traute meinen Augen nicht. Zwei Frauen standen dort. Sie sahen aus wie Zwillinge, was wohl an der Kleidung liegen mußte, denn sie trugen beide die Gewänder und die Schutenhauben auf den Köpfen. Ihre Blicke waren kalt, die Augen funkelten ebenso böse wie die der Helene. Uns beachteten sie nicht. Die Worte galten einzig und allein der Frau hinter dem Schreibtisch, nur hinterließen sie bei mir einen Schauer.
»Es ist geschehen!« erklärten sie…

***

Eis!
Dickes, kompaktes Eis steckte in ihr. Füllte die Arme, die Beine, den gesamten Körper aus, war eingedrungen bis in ihr Gehirn, wo sich die Kälte besonders stark verdichtet hatte, was Lucille Anderre nichts ausmachte, denn zugleich war auch die Kraft in sie eingedrungen. Eine neue, unerklärliche, spirituelle Kraft, eine Macht, die sie nie zuvor erlebt hatte, die völlig anders war und die dafür sorgte, daß Lucille ihr eigenes Schicksal vergaß.
Ihre Augen bewegten sich. Der Blick fiel auf ihre Handgelenke. Noch immer hatte sich ihre Haltung nicht verändert. Sie sah die Stricke, die sich in die Haut gruben, sie konzentrierte sich auf die Fesseln, aber sie lächelte dabei.
Und plötzlich bewegte sie die Hände!
Einmal, zweimal - zuckend. Die Stricke, die ihr ansonsten keinen Spielraum gelassen hatten, spannten sich. Sie zerrissen bei der dritten Bewegung mit einem singenden Laut, sprangen zu zwei verschiedenen Seiten hinweg, fielen zu Boden, und Lucille war frei!
Endlich!
Sie schüttelte sich. Die Haare fielen über ihr Gesicht wie ein dünner Vorhang. Mit Schwung wirbelte sie die Flut wieder zurück und trat einen Schritt zur Seite.
Es gelang ihr mit spielerischer Leichtigkeit. Die lange Fesselung und

das steife Stehen hatten ihr nichts ausgemacht. Lucille fühlte sich, als wäre nichts geschehen.

Sie reckte sich, streckte die Arme in die Höhe, winkelte sie wieder an, bewegte auch die Hände, die sie hin und wieder zu Fäusten schloß, dann öffnete sie die Hände. Es war alles okay. Sie zitterte nicht im geringsten.

Sie fühlte sich gut!

Etwas steckte in ihr. Etwas Fremdes, über das sie nicht näher nachdenken wollte. Es hatte von ihrem Körper Besitz ergriffen, und sie merkte, daß es sich in die Augen eingenistet hatte, denn dort merkte sie das Brennen.

Es tat nicht weh, es war nur anders. Hätte sie einen Spiegel zur Hand gehabt, sie hätte gern hineingeschaut und sicherlich auch eine bestimmte Veränderung festgestellt.

Rote Augen.

Die Augen des Schattens!

Er steckte ihn ihr. Er hatte ihr das neue, gute Gefühl gegeben, und er würde genau wissen, was zu tun ist. Sie hielt den Mund leicht offen und lachte. Es war ihr Lachen, aber es klang fremd. Es war so kratzig und zugleich glockenhell. Wissend und mächtig. Ja, die Macht, die in ihr steckte. Eine völlig neue Erfahrung. Etwas, das sie nicht begreifen konnte. Es würde dauern, bis sich Lucille damit abgefunden hatte. Was sie in ihren Träumen und auch in einem gewissen Wachzustand als Horror erlebt hatte, machte ihr jetzt nichts aus.

Es ging ihr gut.

Im Keller schaute Lucille sich um. Die kreuz und quer stehenden Wände schienen ihr längst nicht mehr so bedrohlich. Sie warfen Schatten, weil das trübe Licht dafür sorgte. Auch das störte sie nicht. Lucille kam sich vor wie die Herrin dieser Welt, und als sie die ersten Schritte in einen Gang hineintrat, da war es anders als noch vor einer halben Stunde. Kraft steckte in ihrem Körper, durchfloß ihn wie ein Strom, aber diese Kraft mußte einfach einen Namen haben.

Wie hieß sie?

Lucille dachte nach. Etwas bewegte sich in ihrem Kopf. Es war dabei, ihr eine Botschaft zu senden.

Noch konnte sie nichts auseinanderhalten, aber es gab doch gewisse Worte, die sich zu Sätzen formierten. »Ich bin jetzt dein, und du bist mein…«

Lucille nahm es hin, ohne zu fragen, und auch die nächsten Worte überzeugten sie. »Man hat mich gerufen, aber ich wollte einen anderen Menschen besitzen. Man hat mich umgekehrt, umgedreht. Ich bin nicht mehr das, was ich einmal war, aber ich habe mich im Prinzip nicht geändert, das wirst du merken.«

Lucille hatte diese auf einer anderen Ebene gesprochenen Worte

gehört, aber nicht begriffen, sie nahm sie einfach hin, und sie ging davon aus, daß sie auch positiv waren.

Deshalb nickte sie.

Und dann ging sie weg, um das Haus zu erobern…

***

Es war also geschafft!

Was war geschafft? Was hatte die andere Seite vollbracht, von dem wir nichts wußten? Weder Marco noch ich kannten die Antwort, aber ich sah an Helenes Reaktion, daß sie sehr zufrieden war. Ich war etwas zurückgetreten, damit ich die drei Frauen unter Kontrolle halten konnte, und das zufriedene Lächeln auf Helenes Gesicht machte mich weniger zufrieden.

»Was ist geschafft?« flüsterte ich.

Helene kümmerte sich nicht um mich. Sie stand auf, starrte auf die Schreibtischplatte und lächelte versonnen vor sich hin. Auch ihre beiden Mitschwestern beachtete sie nicht. Dann öffnete sie trotzdem den Mund und sprach ins Leere hinein. »Es ist ein Wunder geschehen, denn ich habe ihn davon überzeugen können, daß ich ihn nicht mehr brauche. Ich bin zu alt geworden, ich habe für ihn eine Nachfolgerin gesucht und auch gefunden. Das ist wunderbar.«

Mir ging allmählich ein Licht auf. Auch am Gesicht meines jungen Begleiters erkannte ich, daß er einiges begriffen hatte. »Gefunden?« fragte er, »wen oder was hat er gefunden? Wer ist er überhaupt? Was hat es mit meiner Schwester zu tun?«

»Viel!« erwiderte Helene.

»Was?«

»Du bist ungeduldig. Du wirst es bestimmt sehen und erleben können. Wir haben unsere Pflicht getan, zumindest ich, denn ich brauche ihn nicht mehr.«

»Können sie nicht deutlicher werden?« fuhr ich sie an.

Helene drehte sich zu mir um. Ihre Haut sah noch immer aus wie alte Baumrinde. Nur die Augen lebten und bewegten sich darin, und an ihnen, las ich ab, daß sie mir eine Antwort geben würde.

»Hast du es denn noch immer nicht begriffen? Weißt du denn nicht, wer in der spirituellen Welt Wacht über uns hält?«

»Sie werden mich aufklären.«

Ihre Augen verengten sich. »Du weißt es!« flüsterte sie, »du weißt es sehr genau, aber du willst es nicht sagen, das spüre ich ganz deutlich.«

»Ich warte auf Ihre Antwort!«

»Gut.« Helene nickte. »Du sollst sie haben. Es ist mein *Schutzengel* gewesen!«

Jetzt war es heraus, und ich mußte zugeben, daß mich die Antwort überrascht hatte, was auch für Marco Anderre galt. Vor Schreck stand

ihm der Mund offen, er schüttelte den Kopf, er wurde blaß, und auf sein Gesicht legte sich eine dünne Gänsehaut. Er drehte den Kopf, blickte mich an, als könnte ich ihm die Antwort geben.

»Warte noch«, murmelte ich.

»Aber ich habe…«

»Sie wird es uns sagen, Marco. Sie wird uns sicherlich mitteilen, was sie von Schutzengeln hält, nicht wahr?«

Helene hob die Schultern. »Soll ich es wirklich? Ihr anderen wißt doch sicherlich Bescheid. Ihr habt viel über die Engel und Schutzengel gehört und gelesen. Das alles dürft ihr nicht vergessen, das müßt ihr nur addieren und…«

»Es war der Schatten, nicht!«

Mein Satz hatte sie unterbrochen, aber es machte ihr nichts aus, denn sie lächelte plötzlich. Zum erstenmal sahen wir dieses Lächeln, und daran war nichts gespielt. Es war so herrlich echt, sie wußte sehr genau Bescheid, und sie nickte mir zu.

Ich wollte es aus ihrem eigenen Munde hören und fragte deshalb: »War es der Schatten?«

»Ja!«

»Schön«, sprach ich weiter, ohne mir die kleine Überraschung anmerken zu lassen, denn meine Gedanken waren mittlerweile weiter gewandert. Es war für mich schwer vorstellbar, einen Schutzengel als Schatten anzusehen. Das kam irgendwie nicht hin, denn dieser Schatten stand wahrlich nicht auf der Seite des Guten, und Schutzengel sind, will man den alten Überlieferungen Glauben schenken, eben gute, feinstoffliche Wesen. Da mußte noch mehr dahinterstecken.

»Was ist mit ihm geschehen?« flüsterte ich. »Du mußt ihn verändert haben, Helene.«

»Ich habe ihn aus seiner Welt hervorgeholt.«

»Aus der feinstofflichen?«

»So ist es.«

»Und wie hast du das geschafft?«

»Ich lebe hier nur für ihn. Ich habe dieses Haus gekauft. Ich habe Menschen gesucht, die meine Idee verfolgten. Ich wollte hier ein Haus für Engel schaffen. Für die Wesen, die irgendwo in anderen Sphären leben, die dann, sollten sie mal die Erde besuchen, eine Heimstatt haben, wo sie sich aufhalten können. Ich habe viel über die Schutzengel gelesen, und ich muß sagen, daß ich sie liebe. Einfach ist es nicht gewesen, doch es ist mir gelungen, Kontakt mit ihnen aufzunehmen, und ich habe auch meinen gefunden.«

»Das glaube ich nicht!«

Ich hatte die Worte hart ausgesprochen. Helene war zusammengezuckt. Für einen Moment sah sie aus, als wollte sie mich

töten. »Was sagst du da?«

»Ich glaube dir nicht!« wiederholte ich.

»Warum nicht?«

»Weil Schutzengel keine über die Erde schleichende Schatten mit roten Augen sind.«

»Das sagst du!«

»Und noch mehr sage ich. Du hast einen großen Fehler begangen, Helene. Du hast dich in Dinge eingemischt, die zu hoch für dich sind. Ich gebe gern zu, daß deine Absichten lauter waren, als du den Kontakt mit den Engeln gesucht hast, aber du bist dabei in ein Gebiet eingedrungen oder in eine Welt, die nicht von Engeln bewohnt wird. Du hast jemanden beschworen, aber es ist nicht dein Schutzengel gewesen. Es war jemand anderer, wenn du verstehst.«

»Und wer soll es gewesen sein?«

»Ich kenne seinen Namen leider nicht, aber es war bestimmt nicht dein Schutzengel.«

Helene wurde nervös. »Woher willst du das wissen, verdammt noch mal? Woher nimmst du die Unverschämtheit, so etwas zu behaupten? Du kennst ihn nicht, auch der junge Mann kennt ihn nicht, verflucht noch mal. Es ist alles nicht wahr…«

»Schutzengel schützen. Sie erscheinen aber nicht in Alpträumen, wie es geschehen ist.«

»Das weißt du?«

»Ja!« schrie Marco Anderre plötzlich. »Das wissen wir. Das wissen wir sehr genau, und zwar durch meine Schwester. Sie hat ihn in ihren Alpträumen gesehen. Du hast sie in diesen verdammten Bau hier gelockt, aber ihr gelang die Flucht. Dann hast du ihr diesen Dämon nachgeschickt, der sie zurückholen sollte. Ich weiß es, verflucht! Ich, ich, ich!« Er deutete mit dem Finger auf seine Brust.

»Ich habe ihn erlebt. Ich weiß, wie es ist, wenn er in einen Menschen eindringt und die Kontrolle über ihn bekommt. Ich weiß es genau.«

»Es muß wunderbar sein«, erwiderte Helene und wirkte plötzlich verklärt.

»Wunderbar?« schrie Marco. »Es ist die Hölle gewesen. Ich war nicht mehr ich. Ich wurde zu einem anderen, verstehst du das nicht? Ich war nur noch äußerlich ein Mensch, denn in meinem Innern hockte ein Dämon, aber kein Schutzengel.«

»Dann bist du nicht würdig gewesen.«

»0 doch, das war ich bestimmt.« Er trat zwei Schritte auf die alte Frau zu. »Und jetzt habe ich genug von deiner verfluchten Rederei. Ich will endlich wissen, wo meine Schwester steckt. Deshalb sind wir hergekommen. Wir werden sie hier rausholen.«

Helene runzelte die Stirn. Sie machte einen nachdenklichen Eindruck, bevor sie sich räusperte und mit leiser Stimme sagte: »Ihr

habt recht, ich kenne Lucille gut, denn ich habe ihr geraten, zu mir zu kommen. Hier in dieses neue Zuhause.«

»Das hat sie einfach getan?«

»Sicher.«

»Ich kann es mir nicht vorstellen.«

Helene lachte wissend. »Wie gut hast du denn deine Schwester gekannt, junger Mann?«

»Ziemlich gut.«

»Das reicht nicht. Das reicht überhaupt nicht, mein Freund. Ziemlich ist nicht perfekt. Eure Wege haben sich getrennt. Sie war eine Waise, ich habe sie getroffen, und sie hat sofort Vertrauen zu mir gefaßt. Sie hat mir ihr Leid geklagt, und ich hörte ihr zu, als sie von der ungeheuren Einsamkeit sprach, die sie überkommen hatte. Sie ist sehr einsam gewesen. Ich spürte es sofort, und ich machte Lucille einen Vorschlag. Ich berichtete ihr von der herrlichen Einsamkeit, in der wir leben. Aber es ist eine andere Einsamkeit gewesen. Keine Innere. Eine Einsamkeit, in der man zur Besinnung kommt, wieder zu sich selbst findet. Sie kann nur positiv sein und…«

Marco unterbrach Helene durch sein wütendes Lachen. »So positiv, daß sie aus diesen Mauern floh. Lucille wollte hier nicht mehr länger sein, verstehst du?«

»Sie ist noch jung. Fehler macht jeder.«

»Es war kein Fehler. Ich weiß, daß sie dem Grauen entkommen wollte. Doch man hat sie wieder zurückgeholt, und ich will, daß du sie uns zeigst. Jetzt sofort, auf der Stelle!«

Ich schwieg, nickte aber unterstützend. Helene überlegte auch nicht mehr lange. Sie warf einen Blick zur Tür und hob die Schultern.

»Was ist?« schrie Marco.

»Gehen wir!«

Auf diesen Kompromiß war er nicht eingestellt gewesen. Sein Gesicht zeigte Überraschung. Beinahe hätte er sich verschluckt, als er etwas sagen wollte.

Helene schaute ihn spöttisch an. »Was ist denn los? Hast du Angst vor der eigenen Courage bekommen?«

»Nein, das wohl nicht. Ich wundere mich nur.«

»Das Leben ist eben voller Wunder!« Helene drehte sich und gab ihren beiden Helferinnen bekannt, daß sie bleiben und die Kadaver nach draußen schaffen sollten.

Ohne sich um uns weiterhin zu kümmern, schritt sie auf die Tür zu, um den Raum zu verlassen.

Marco schaute mich an. In seinen Augen las ich ein regelrechtes Flehen. »Sollen wir mit?«

»Und ob«, erwiderte ich. »Du willst doch deine Schwester sehen, oder nicht?«

Er zögerte mit der Antwort. »Ja, ich will sie sehen«, gab er zu, »aber zugleich fürchte ich mich davor.«
»Das kann ich mir denken«, murmelte ich…

***

Lucille ging durch den Keller, als wäre er zu ihrer Heimat geworden. Sie schaute sich dabei um, entdeckte all das Fremde in dieser trüben Finsternis, und sie gestand sich ein, daß es nicht mehr fremd für sie war. Sie fühlte sich wohl, sie war diejenige Person, die alles im Griff hatte. Sie gehörte hierher, das Gewölbe war zu ihrer zweiten Heimat geworden, und ihre Stärke nahm zu.
Jemand steckte in ihr. Die neue, die andere Kraft, die es geschafft hatte, das Menschliche zurückzudrücken. Sie war eine Person, die Macht über andere erlangen würde, die sich wie neugeboren fühlte. Und deshalb lag auch das Lächeln auf ihren Lippen, denn das Andere in ihr würde sie immer weiter hinein in das neue Leben führen und sie zu einer Person machen, um die sich vieles drehte.
Sie würde ein Mittelpunkt werden. Man würde sie verehren, man würde zu ihr hochblicken, denn sie brachte eine Botschaft, die uralt war.
Sie ging durch den Keller und fand sich in diesem Labyrinth zurecht, als hätte sie es schon immer als eine Heimat angesehen. Keine Wand stand ihr zu schräg. Keine Mauer konnte sie aufhalten. Sie glitt wie ein Schatten an ihr vorbei, und Lucille stellte fest, daß sie auch im Dunkeln sehen konnte.
Zielsicher näherte sie sich der Treppe und damit dem Ausgang, was für sie ungemein wichtig war.
Der Keller war für sie nicht mehr gut genug, sie mußte ihn verlassen, denn sie wollte die Botschaft hinaus in die Welt tragen.
Sie war nur noch äußerlich Lucille, ihr Inneres hatte sich verändert.
Man wartete auf sie, man wollte sie endlich kennenlernen. Man war auf sie eingestellt, aber nicht nur Freunde, sondern auch Feinde, und die lauerten in der Nähe. Lucille spürte sie, beide wollten ihr das nehmen, was in ihr steckte, und sie war nicht bereit, die neue Identität abzugeben. Sie würde sie behalten, jetzt, morgen, übermorgen und für alle Zeiten. Etwas anderes kam für sie nicht in Frage.
Hineingehen in die Welt und die Botschaft aus der anderen verbreiten. Nicht mehr und auch nicht weniger.
Und die Welt würde sich wundern, wenn sie von ihm hörte, der jetzt in ihr steckte.
Vor der Treppe stoppte Lucille. Sie runzelte die Stirn. Leer lagen die Stufen vor ihr, aber von oben her empfing sie eine Botschaft, die ihr nicht paßte.
Dort hielten sich Feinde auf.

Nicht sichtbar, aber deutlich zu spüren. Sie warteten darauf, daß sie sich zeigte und einen Fehler beging.

Die Veränderte lächelte. In ihre Augen trat wieder die gefährliche Röte. Etwas gab ihr einen Anstoß.

Das Andere in ihr erklärte Lucille, daß sie jetzt gehen mußte. Das Gewölbe verlassen, sich ein Versteck suchen und abwarten.

Lucille huschte die Stufen hoch, so leichtfüßig, als wäre die andere Kraft dabei, sie zu tragen. Die schaurige Umgebung interessierte sie nicht mehr, es gab jetzt andere Dinge, die sie in die Hand nehmen wollte, und als sie die Oberwelt erreichte, da sah sie den Schnee, der einen Vorhang in die Luft gelegt hatte und dabei war, das Land in ein riesiges Leichentuch zu verwandeln.

Ihr sensibles Gehör nahm Stimmen wahr, die ihr überhaupt nicht gefielen.

Sie kannte die Stimmen von früher, aber sie mochte sie nicht mehr.

Haß strömte hoch!

Noch waren sie weit genug entfernt. Vor ihr lag der kahle Gang, wo sich keine Menschen sehen ließen.

Lucille nutzte die Chance aus. Sie huschte in eine der Zellen hinein und wartete dort.

Viel Zeit verstrich nicht, als sie die Stimmen und auch die Tritte hörte. Lucille stand an der Tür. Die Augen schimmerten noch gefährlicher, sie war bereit, alles einzusetzen, wenn sich die Tür öffnete und ihre Feinde die Zelle betreten wollten.

Sie gingen vorbei. Die Geräusche verklangen. Nichts, aber auch gar nichts war mehr zu hören. Um Lucilles Lippen huschte ein Lächeln. Sie wußte, wo die anderen waren. Sie würden im Keller nachschauen, denn Helene hatte sie verraten.

Es war nicht weiter schlimm, aber Lucille nahm sich vor, mit ihr abzurechnen.

Völlig normal zog sie die Tür auf und drückte ihren schlanken Körper in den Gang.

Die Kühle machte ihr nichts. Auch der viele Schnee draußen störte sie nicht. Es war alles okay, es war wunderbar, sie konnte sich bewegen, sie wurde nicht gestört.

So mußte es sein.

Mit raschen Schritten ging sie weiter, bis sie plötzlich den kalten Lufthauch spürte.

Lucille blieb stehen. Für einen Moment war sie verunsichert, bis ihr einfiel, daß die Außentür offenstehen mußte. Nur so war der kalte Luftstrom zu erklären.

Er kroch über ihren Nacken, er streichelte ihr Gesicht, sie lief vorsichtiger weiter und schlich dabei an der Wand entlang.

Dann sah sie die beiden Frauen. Sie waren es gewesen, die die Tür

geöffnet hatten.

Zuerst kam die Veränderte nicht damit zurecht. Was taten diese Personen? Schleiften Leiber hinter sich her. Es waren keine Menschen, und beim zweiten Hinschauen fand sie die Wahrheit.

Tote Hunde.

Gekillte Kampfhunde.

Lucille erinnerte sich. Die beiden Köter hatten Helene gehört und waren in der Nacht die besten Wachtposten gewesen.

Jetzt nicht mehr.

Die beiden hatten Lucille nicht gesehen. Gemeinsam erreichten sie die offene Tür, durch die zahlreiche Flocken wirbelten. Der schwere Schnee prallte auf das Gestein, wo die einzelnen Flocken schmolzen und als nasse Flecken zurückblieben.

Lucille setzte sich wieder in Bewegung. Etwas in ihrem Kopf machte sich bemerkbar. Es waren Gedanken, böse Gedanken, gefährliche Ahnungen, die ihr Befehle gaben.

Die Frau lächelte, als sie ihren Weg veränderte. Sie schritt jetzt auf den offenen Eingang zu, hinter dem sich ein nie abreißen wollender Flockenwirbel abzeichnete, wobei der Wind die Flocken immer wieder in das Haus hineinschaufelte.

Er war zudem eine gute Deckung.

Lucille blieb vor der Stelle stehen. Schnee erwischte ihre Gestalt und ihr Gesicht. Die Kristalle bedeckten ihre Haut. Kalt trafen sie gegen ihr Gesicht, doch sie schmolzen mit nahezu zischenden Geräuschen, als wären sie auf eine glühende Herdplatte gefallen. Innerlich spürte Lucille die Hitze, die Augen brannten in einem wilden Feuer. Und der Dämon trieb sie über die Schwelle hinweg nach draußen, wo der Wind an der Treppe bereits Schneeverwehungen verursacht hatte, durch die Lucille stampfen mußte.

Am Ende der Stufen drehte sie sich. Umtost von den lautlos fallenden Flocken wirkte sie wie ein düsteres Gespenst, das sich auf die Suche nach etwas Bestimmtem begeben hatte.

Und sie fand es auch.

Es waren die beiden Frauen, ihre ehemaligen Mitschwestern in diesem verdammten Haus.

Beide Frauen hatten sich im Schatten des Gebäudes gehalten und zerrten auch jetzt die Kadaver hinter sich her. Sie würden sie irgendwo ablegen, und der Schnee würde zu ihrem Leichenhemd werden. Auch sie waren nur schemenhaft zu sehen, und das, obwohl die Dunkelheit oder die Dämmerung noch nicht eingebrochen war.

Die Flocken gaben ihr den nötigen Schutz. So kam sie ungesehen an die beiden Personen heran. In ihr steckte nicht nur eine gewaltige Kraft, sondern ein Drang, der nicht mehr zu stoppen war. Sie war jetzt die Herrin, sie mußte Zeichen setzen, und sie würde es tun.

Die beiden Frauen merkten nicht, daß sich ihnen jemand näherte. Der Schnee fiel aus den Wolken wie ein nie enden wollender Geist.

Lucille kam näher.

Die Frauen wurden von ihr beobachtet. Sie hatten sich gebückt und schleiften die toten Hunde dorthin, wo sie sich ihren Platz ausgesucht hatten. Sie legten die Kadaver in den Schutz der Mauer, wo sie bald unter einer weißen Decke versteckt sein würden.

Lucille lächelte. Böse Gedanken waren durch ihren Kopf gehuscht. Die weiße Decke würde nicht nur für die Tiere gelten, sondern auch für die Frauen.

Noch zwei Schritte.

Dann knirschte plötzlich der Schnee unter ihrem Fuß, und dieses Geräusch wurde von den Frauen gehört.

Zugleich stemmten sie sich hoch und fuhren herum.

Lucille stand vor ihnen!

Sie sagte nichts, sie tat nichts, sie schaute die beiden nur an. Ihr Anblick war schrecklich, denn in dem Schneeschleier wirkten ihre beiden roten Augen noch schauriger.

»Nein…«

Mehr konnten die Frauen nicht stammeln. Sie rissen noch ihre Arme hoch, aber Lucille war schneller.

Mit der rechten und mit der linken Hand packte sie zu. Wuchtig stieß sie beide Körper und auch beide Köpfe zusammen. Sie lauschte dabei den Geräuschen, hielt die Personen fest, und ihre Augen glühten in einem roten Wahn.

Dann ließ sie ihre Opfer los.

Über die nebeneinander liegenden Kadaver der Hunde fielen die leblosen Körper und blieben liegen.

Lucille war zufrieden.

Sehr gelassen drehte sie sich auf der Stelle und stapfte durch den immer höher werdenden Schnee den Weg zurück zum Haus.

Dort würde sie warten und den zweiten Teil ihres Plans in die Tat umsetzen.

Das Glühen in ihren Augen war verloschen…

***

Der unheimliche Keller, mehr ein Labyrinth aus kreuz und quer stehenden Mauern hatte uns regelrecht aufgesaugt. Wir standen in einer Welt, die uns ganz und gar nicht gefiel. Hier zu leben, glich einem Dahinvegetieren, hier war alles anders, hier war es schrecklich, hier konnte es kein Mensch lange aushalten.

Es stank nach Schimmel und Feuchtigkeit, und im trüben Licht sahen wir die Kadaver der toten Ratten, und wir sahen die Stricke auf dem Boden sowie die Reste, die von einer Mauer herabhingen.

Von zwei Seiten schauten wir Helene an. Sie wußte, daß wir Antworten haben wollten, schwieg aber noch, und mir fiel dabei ihre Unsicherheit auf, als wäre etwas nicht so gelaufen, wie sie es sich vorgestellt hatte.

»Was ist los?« fragte ich.

Helene schluckte. Dann wischte sie über ihre Stirn. »Hier«, flüsterte sie. »Hier ist es gewesen.«

»Was?«

»Sie war hier!«

Wieder packte Marco zu und schüttelte die Frau durch. »Sprichst du von Lucille?«

»Ja, ja!« stieß Helene hervor. Sie deutete auf das Seil, das aus der Höhe nach unten baumelte. »Hier hat sie gewartet, verdammt noch mal, und er ist auch zu ihr gekommen.«

Marco ließ die Frau los. Er stöhnte und schüttelte den Kopf. Mit einem flehenden Blick schaute er mich an, weil er selbst nicht mehr in der Lage war, weitere Fragen zu stellen.

Das übernahm ich. »Sie war gefesselt?«

Helene nickte.

»Und wer kam zu ihr? Doch nicht der Engel…?«

Sie schluckte einige Male, dann sagte sie: »Für mich war es der Engel.«

»Für Sie?«

Ein Nicken.

»Aber es war kein Engel - oder? Du hast versucht, deinen Schutzengel zu holen, doch es ist dir nicht gelungen. Du hast die Beschwörungen nicht richtig durchgeführt. Du bist abgedriftet. Die Grenze zwischen Gut und Böse ist oft fließend, gerade in anderen Dimensionen. Ich weiß nicht, wen du hervorgeholt hast, aber ich würde es gern wissen. Wer ist gekommen? Wen hast du geholt?«

Helene senkte den Kopf. »Er kam als Schatten.«

»Das wissen wir.«

»Er hatte das Feuer der Hölle in sich. Er brachte die Kälte und die Macht. Er hat eine Heimat gesucht. Er war ein Verstoßener. Er lebte in einem Reich, in einem Pandämonium. In einer Welt, die verschlossen ist, aber nicht immer. Ich habe sie einen Spalt geöffnet. Er kam frei und besuchte mich.«

»Hatte er einen Namen?«

Helene legte die Hände zusammen. »Ich weiß es nicht. Ich habe es vergessen. Wenn, dann war er unaussprechlich. Er ist alt gewesen, sehr alt. Bereits in den Urzeiten hat man ihn gekannt, wie er mir sagte. Er war nur ein Schatten mit der Glut der Hölle, und ich habe seinen richtigen Namen nicht, aber das sagte ich schon. Er war die Macht, er wollte bei uns bleiben.«

»Ist er das auch? Oder kehrte er manchmal zurück?«
»Nein, er blieb bei uns.«
»Wieviele seid ihr gewesen?«
»Zehn, zwölf…«
»Und wo sind die anderen?«
Es dauerte eine Weile, bis wir die Antwort hörten. Mit tonloser Stimme sagte sie: »Tot, sie sind alle tot. Er hat sie sich genommen. Er war auf der Suche nach menschlicher Energie, um stark zu werden, und er hat viele ausprobiert. Es war kein Körper dabei, der ihm paßte. Vielleicht waren sie auch zu alt, er brauchte etwas Junges, und da kam mir Lucille sehr gelegen oder ihm.«
Marco hatte alles verstanden, ebenso wie ich. Wieder stand er kurz davor, durchzudrehen, aber ich drückte ihn zurück.
»Und Lucille hat er angenommen?«
»Es sieht so aus.«
Ich warf einen letzten Blick auf die Fesseln. Nein, ich glaubte nicht daran, daß wir Lucille oder die veränderte Lucille noch hier finden würden. Sie hatte Zeit genug gehabt, das Gewölbe zu verlassen und würde nun unterwegs sein.
Marco war verzweifelt. »Was sollen wir denn jetzt machen, John? Bitte, sag es.«
»Wir gehen wieder zurück!«
»Wohin denn?«
»Zunächst nach oben.«
»Und dann?«
»Wir werden deine Schwester finden, glaube es mir.«
»Ja, ja, das stimmt. Aber wenn wir sie gefunden haben, wie wird sie dann sein?« Marcos Stimme nahm an Lautstärke zu. Sein Gesicht glich einer Maske aus Furcht. »Wird sie noch die Schwester sein, die ich kenne?«
Meine Antwort war ehrlich. »Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen, Marco.«
Er stieß mir seine rechte Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger entgegen. »Du lügst mich an. Du weißt genau, John, daß Lucille nicht mehr dieselbe sein kann wie zuvor. Warum gibst du es nicht zu, verflucht? Warum sagst du es nicht?« Aus seinen Augen sickerten plötzlich Tränen. Ich konnte ihn gut verstehen. Er war ein Mensch, der an seiner Schwester sehr gehangen hatte. Was mit ihr passiert war, das konnte man in Worten kaum ausdrücken.
Ich versuchte trotzdem, ihn ein wenig zu beruhigen. »Deine Schwester ist stark, Marco. Sie hat vieles überstanden. Sie wird es sich und ihm nicht leicht machen. Wir müssen an sie glauben.«
Er starrte mich an. Er wollte mir nicht glauben. Er schüttelte den Kopf, schluckte und schluchzte.

Damit er wußte, wohin er zu gehen hatte, wies ich ihm den Weg.

Unser Ziel war der Ausgang. Auch Helene schloß sich uns an. Sie hatte dieses grausame Spiel begonnen und nicht gewußt, daß es ihr aus den Händen gleiten würde. So etwas war klar. Als Mensch war man nie stärker als die Wesen aus anderen Welten. Immer wieder hatten sie die Menschen zu ihren Spielbällen degradiert. Das war in der Vergangenheit so gewesen, das blieb in der Gegenwart, und auch in der Zukunft würde es nicht anders sein, das wußte ich genau.

Mit müde wirkenden Schritten ging Marco Anderre neben mir die Treppe hoch. Er hatte aufgegeben, er konnte nicht mehr, er war am Ende. Zuviel war auf ihn eingeströmt. Ich wollte ihn ansprechen, aber meine Worte blieben in der Kehle zurück, als ich hinter uns das röchelnde Geräusch hörte.

Blitzartig fuhr ich herum und ging gleichzeitig bis zur Wand. Im trüben Licht und drei Stufen von uns entfernt, stand Helene.

Noch stand sie.

Das würde sich bald ändern, denn aus ihrer Brust ragte der Griff eines Messers…

***

Der Fall eskalierte. Zum erstenmal wurden wir richtig mit dieser brutalen Bösartigkeit konfrontiert.

Beide schauten wir auf die schwankende Gestalt, deren Hände sich bewegten. Die Arme hielt sie ausgestreckt, sie suchte irgendwo Halt, doch sie fand keinen, weil die Wände einfach zu weit entfernt waren.

Hin und wieder schwankte die Frau. Sie hielt den Mund weit offen. Blut strömte über die Zunge und sickerte dann über die Unterlippe hinweg auf das Kinn.

Aber sie versuchte zu sprechen, was ihr auch letztendlich gelang. »Keinen, keinen Sinn mehr!« röchelte sie. »Es ist alles aus. Ich werde sterben. Kein Ziel seiner Rache, nein, ich nicht. Ich habe versagt, ich wollte den Engel und habe den Teufel geholt…«

Ihre Arme bewegten sich. Sie suchte nach einem Halt, aber den gab es nicht in ihrer Nähe. Sie griff ins Leere, sie sackte zur Seite und würde fallen, doch ich war schneller.

Noch bevor sie in die Knie brechen konnte, hatte ich sie erreicht und fing sie auf.

Mein Blick in ihr Gesicht war Antwort genug. Trotz der schlechten Beleuchtung sah ich, daß ihre Augen gebrochen waren. Sie konnte mich nicht mehr sehen, der Tod hielt sie in den Klauen und würde sie nie mehr loslassen.

Von oben her schaute Marco Anderre zu, wie ich die Frau auf die Stufe bettete. »Ist sie tot?«

»Ja. Sie hat sich selbst gerichtet. Das Messer muß das Herz getroffen

haben.«
Marco nickte nur. Er drehte sich um und ging. Ich folgte ihm wenig später.
Was bisher gar nicht mal so schlimm ausgesehen hatte, war nun eskaliert.
Aus dem Pandämonium war etwas hervorgelockt worden, was in dieser von Menschen bewohnten Welt nichts zu suchen hatte. Doch wer hoch griff, konnte auch tief fallen.

***

Marco erwartete mich im Gang. Kreidebleich im Gesicht stand er an der Wand und rang nach Atem.
»Ich will nicht glauben, John, daß alles vorbei ist. Es muß noch etwas geben, zumindest meine Schwester. Sie haben wir nicht gesehen. Was immer mit ihr auch geschehen sein mag, sie bleibt meine Schwester, und ich will sie erleben, ich will zumindest versuchen, mit ihr zu reden.«
»Das wirst du auch können. Komm jetzt.«

***

Es schneite noch immer. Aber die Flocken fielen nicht mehr so dicht und der Himmel war in seiner gesamten Breite ein wenig heller geworden. Ein gutes Omen?
Ich wollte darauf keine Antwort geben. In diesem Fall mußten wir alles auf uns zukommen lassen.
Wie auch den kalten Windstoß, der uns entgegenfuhr.
Sehr bald stellten wir fest, daß die Außentür nicht geschlossen war. Flocken fanden ihren Weg in das Innere, wo sie auf dem Steinboden schmolzen. Dort hatte sich bereits eine Lache gebildet, aber sie übersahen wir.
Marco gab einen Laut von sich, der auch von einem Tier hätte stammen können. Er war stehengeblieben, hielt den rechten Arm vorgestreckt und deutete auf die Gestalt, die ihren Platz vor der Lache gefunden hatte.
Es war Lucille.
Und sie lächelte uns an…

***

Diesmal hielt ich Marco nicht fest, als er auf seine Schwester zueilte. Ich war allerdings sehr wachsam, was nicht nötig war, denn Lucille kam ihrem Bruder entgegen, und beide lagen sich plötzlich in den Armen. Ich blieb in einem gebührenden Abstand stehen und überließ sie ihrem trügerischen Glück.
Ja, es war für mich trügerisch, denn ich konnte mich einfach mit der neuen Lage nicht so ohne weiteres abfinden. Irgendwo paßte das nicht

zusammen, denn das Bild, das Marco und mir von Lucille vorschwebte, war ein ganz anderes. Nicht das, was ich jetzt erlebte. Eine junge Frau, die in den Armen ihres Bruders Schutz suchte.

Beide sprachen; sie redeten aufeinander ein, doch keiner verstand den anderen.

Ich warf einen Blick nach draußen.

Es fiel kein Schnee mehr. Beinahe übergangslos hatte es aufgehört zu schneien. Die Landschaft war durch das weiße Leichentuch gleich gemacht worden. Ein kalter Wind erreichte mein Gesicht und biß in die Haut hinein.

Wie ging es jetzt weiter?

Ich selbst brauchte mir auf diese Frage keine Antwort zu geben, das tat Marco. Er hatte sich von seiner Schwester gelöst, hielt aber noch ihre rechte Hand fest. »Sie ist okay, John, schau sie dir an, sie ist wirklich okay.«

»Ich hoffe es.«

»Ja, das stimmt!« Er schaute sie an, lächelte und sprach weiter. »Lucille will weg hier, John. So schnell wie möglich. Sie will nicht mehr länger bleiben.« Er streckte mir seine freie Hand entgegen.

»Es ist doch in deinem Sinne - nicht wahr?«

»Sicher.«

»Können wir dann sofort los?«

Ich wußte, daß ich nicht ablehnen konnte, obwohl ich es gern getan hätte. Deshalb war ich gezwungen, nach einem Kompromiß zu suchen, und ich würde ihn finden.

Es war sehr einfach.

Ich würde zusammen mit den Geschwistern den Ort hier verlassen und später noch einmal zurückkehren. Und ich nahm mir vor, Lucille auf eine Probe zu stellen. Das nicht erst später, sondern jetzt.

Sie schaute mir aus großen Augen entgegen, als ich auf sie zuging, denn sie sah plötzlich das Kreuz in meiner Hand.

»Was ist los, John? Traust du ihr nicht?«

»Bitte, sei ruhig, Marco.«

»Okay, okay.«

»Was ist mit dem Kreuz?« flüsterte Lucille. »Wer sind Sie?«

»Ich heiße John. Bitte, fassen Sie es an!«

»Warum?«

»Weil ich Sie darum bitte.«

Noch einmal schaute sie auf meinen Talisman. Dann wechselte ihr Blick zu Marco, doch er konnte ihr nicht helfen und hob nur die Schultern an. Einen Wimpernschlag später schrak er zusammen, denn da hatte seine Schwester das Kreuz berührt.

Es passierte - nichts!

Alles blieb normal. Es gab keine Reaktion. Kein Licht, keinen Schrei.

Lucille machte es nichts aus, das Kreuz anzufassen. Als sie es losließ, da lächelte sie. »War es gut, John?«

Ich lächelte zurück. »Es war sogar sehr gut, Lucille.«

»Danke.« Sie runzelte die Stirn. »Und warum habe ich es anfassen sollen?«

»Nur so, ein Test, nicht mehr.«

»Dann können wir jetzt gehen?«

»Dem steht nichts im Wege.«

Die Geschwister freuten sich. »Hast du einen Mantel?« erkundigte sich Marco besorgt.

»Nein, wohl nicht.«

»Dann nimm meine Jacke.« Er zog sie aus und hängte sie seiner Schwester um. Vor mir noch gingen sie Hand in Hand hinaus ins Freie.

Ich hätte mich eigentlich freuen können, aber ich tat es nicht, denn ein ungutes Gefühl war geblieben. Auch wenn Lucille das Kreuz hatte anfassen können, irgend etwas war hier nicht in Ordnung, und so blieb ich auf der Hut…

***

Wir schritten durch den tiefen Schnee und lauschten dem Knirschen nach, das unsere Füße hinterließen. Ich ging hinter den Geschwistern und war von der weißen Pracht leicht geblendet. Mir fehlte eine dunkle Brille, deshalb kniff ich die Augen zusammen.

Die Umgebung hatte sich verändert. Wir hätten auch irgendwo im fernen Sibirien sein können, statt in Nordfrankreich.

Es war ein Nachteil, daß der Clio so weit entfernt stand. Längst hatte ich nasse Hosenbeine bekommen.

Lucille und Marco gaben sich gelassen. Sie freuten sich. Immer wieder mußte Marco seine Schwester an sich drücken und ihr Gesicht streicheln.

Mein Gott, weshalb freute ich mich nicht? Ich hätte ebenfalls froh sein und jubeln können, doch ich tat es nicht. Statt dessen schritt ich nachdenklich und grübelnd hinter den beiden her, immer auf der Suche nach einem Fallstrick.

Es gab auch welche!

Helene war tot, aber sie war nicht die einzige Person gewesen, die wir kennengelernt hatten.

Da hatte es noch zwei andere Frauen gegeben, doch sie waren verschwunden. Ebenso die Leichen der beiden Hunde. Mir fiel ein, daß sie nach draußen gebracht werden sollten. Das war sicherlich auch geschehen, aber die Frauen hätten zurückkehren müssen.

Ich war drauf und dran, wieder zurückzugehen, ließ es dann bleiben, denn als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich, wie weit der Bau bereits entfernt war.

Es lohnte sich nicht mehr, ich würde es später tun und mich auch mit meinen französischen Kollegen in Verbindung setzen.

Einmal hatten wir den Zaun schon überklettert. Diesmal mußten wir ihn von der anderen Seite überwinden, denn das Tor war zu weit entfernt.

Der Clio stand jenseits des Zauns, auf dessen Dach der Schnee eine weiße Haube hinterlassen hatte.

Das Auto sah aus wie eingepackt. Um starten zu können, mußten wir es erst vom Schnee befreien.

Den Zaun ließen wir locker hinter uns. Wir landeten weich im Schnee und Marco legte seinen Arm um die Schultern der Schwester. »Nur noch ein paar Minuten, Lucille, dann haben wir es geschafft. Wir müssen die Scheiben…«

»Ja, bitte, macht schon.«

»Kommst du, John?«

»Okay.«

Mit den Händen fingen wir an. Ich an der rechten, Marco an der linken Seite. Einmal fragte er mich, während er die dicke Schneeschicht von der Scheibe entfernte: »Etwas ist mit dir, John.«

»Warum?«

»Du bist so still.«

»Weil ich nachdenke.«

»Über was?«

Ich wollte ihm keine konkrete Antwort geben und erwiderte: »Über alles und nichts.«

»Aha.«

Wir putzten weiter, und ich merkte, wie etwas kribbelnd über meinen Rücken lief. In derselben Sekunde veränderte sich auch das Gesicht Marco Anderres. Ich sah den Unglauben und hörte sein gemurmeltes: »Nein, nein, das ist…«

Ich wußte Lucille in meinem Rücken.

Ein Fehler.

Ich drehte mich!

Ganz kam ich nicht herum, denn plötzlich war Lucille Anderre da. Und bewies, daß sie mit den Kräften eines Riesen ausgestattet war. Wie eine leichte Puppe zerrte sie mich in die Höhe und hob mich über ihren Kopf. Ich hörte ihr kaltes, brutales Lachen und wurde kurz danach mit unheimlicher Wucht zu Boden geschleudert…

***

Zum Glück war der Schnee weich, doch ohne Folgen blieb der Aufprall nicht. Unter dem Schnee vergraben mußte ein Stein oder etwas Ähnliches liegen. Ein stechender Schmerz brannte durch meinen Körper, und der aufstäubende Schnee wirkte wie ein dünner Vorhang,

der mir für einen Augenblick die Sicht nahm.

Trotzdem konnte ich genug erkennen, denn ich sah Lucille in meiner Nähe. Sie kümmerte sich nicht um mich, jetzt hatte sie ihren Bruder ins Visier genommen.

Sie starrte ihn an.

Und es war genau das, was Marco in ihrem Gesicht entdeckte und ihn zu einer schreckhaften Reaktion veranlaßt hatte. Das gefährliche Rot ihrer Augen. Ein Beweis dafür, daß der Dämon aus der anderen Welt wieder in sie zurückgekehrt war.

Ich kriegte kaum Luft. Beim Einatmen schmerzte mein Rücken wie verrückt. Mit einer müden Bewegung brachte ich den rechten Arm aus dem Schnee und versuchte, die Hand in die Nähe der Beretta zu schieben, was ungemein mühsam war.

Dennoch nahm Lucille die Bewegung wahr. Sie ging einen Schritt auf mich zu, ihr Schatten fiel auf mich, und dann trat sie mir auf den rechten Unterarm, der durch den Druck im Schnee versank.

»Lucille!« Marco kreischte den Namen seiner Schwester. »Bist du denn wahnsinnig, Lucille!«

Sie lachte nur. Es war nicht ihr Lachen. Es war ein tiefes Röhren und Grölen, das aus dem offenen Mund drang und ihrem Bruder klarmachte, daß sie nicht mehr auf seiner Seite stand.

Noch trennte der Wagen die beiden Geschwister, aber Lucille überwand auch dieses Hindernis.

Sie warf sich vor, weil sie Marco packen wollte, hatte aber das Pech, auf dem glatt gewordenen Boden auszurutschen. Bäuchlings fiel sie auf die Kühlerhaube. Marco konnte die Zeitspanne nutzen und zurückweichen. Er wußte nicht, was er tun sollte, er war völlig durcheinander, aber er hörte mein krächzendes Rufen.

Ich war dabei, mich aufzurichten. Verdammt, das rechte Handgelenk brannte. Es war nichts gebrochen, zum Glück, nur hatte ich große Mühe, es zu bewegen.

Auch Lucille wollte weitermachen. Um mich kümmerte sie sich nicht. Ihren eigenen Bruder wollte sie als ersten ausschalten. Ich mußte daran denken, welche Kraft in ihr steckte, und bekam es wieder demonstriert. Als sie sich mit der linken Hand auf der Kühlerhaube abstützte, da hörte ich das leichte Dröhnen, das selbst der Schnee nicht ersticken konnte. Ich wußte, was geschehen war. Die Hand hatte eine Mulde in die Haube gedrückt.

Endlich begriff auch Marco, was die Stunde geschlagen hatte, zumal ihn mein zweites Rufen erreichte. Er lief um das Heck des Clio herum. Es waren nur mehr ein paar Schritte, bis er mich erreichte.

Gleichzeitig drehte sich auch seine Schwester.

Diesmal war Marco schneller gewesen.

»Nimm meine Pistole!« fuhr ich ihn an. »Los, nimm sie! Schieß,

Marco. Schieß ihr die Kugeln in den Körper!«

Er hörte meine Worte, er starrte. Wahrscheinlich wollte es ihm nicht in den Kopf, daß er auf seine eigene Schwester feuern sollte. Das war zu viel für ihn.

»Sie ist nicht mehr deine Schwester!« brüllte ich.

Es mußten wohl diese Worte gewesen sein, die den Damm bei ihm gebrochen hatten. Er rutschte noch ein Stück vor und fiel neben mir auf die Knie. Ich sah, wie er weinte und preßte immer wieder hervor, daß er endlich die Waffe an sich nehmen sollte.

Er trug keine Handschuhe, aber noch waren die Finger nicht zu steif gefroren. Außerdem stand er so stark unter Strom, daß er daran nicht mehr dachte.

»Mach es!«

Er nickte.

Dann griff er zu.

Ich hörte hinter mir das Knirschen auf der Schneefläche und wußte, wer sich uns näherte.

Marco hielt die Beretta mit beiden Händen. Er richtete sich auf. Ich lag vor ihm und er zielte geradewegs über meinen Körper hinweg. Er weinte dabei, er bewegte seine Lippen, und plötzlich feuerte er.

Einmal, zweimal, dreimal…

Er zuckte jedesmal zusammen, auch ruckte die Beretta in seinen Händen, und dann war er nicht mehr in der Lage, sie zu halten. Sie rutschte ihm aus den Fingern, landete auf meinem Bauch und wenig später im Schnee, als ich mich herumwälzte.

Ich wollte sehen, was mit Lucille geschehen war.

Marco hatte sie getroffen. Auch Lucille lag im Schnee. Sie war auf den Rücken gefallen und rührte sich nicht. Zwei Einschußlöcher sah ich in ihrer Brust. Die dritte Silberkugel hatte sie verfehlt.

War sie tot?

Ich wollte es genau wissen. Diesmal stützte ich mich mit der linken Hand ab. Ich hatte keine Zeit mehr, die Waffe im Schnee zu suchen, wo sie eingesackt war. Etwas in mir sagte mir, daß es auf jede Sekunde ankam. Mit der rechten Hand, in deren Finger wieder etwas Gefühl gekommen war, tastete ich nach der Kette, um das Kreuz als Schutz einzusetzen.

Ich schaute dabei auf den Körper, der so starr und mit geschlossenen Augen vor mir lag.

Mein Kreuz lag endlich frei.

Da öffnete Lucille die Augen.

In diesem Moment wußte ich, daß der Dämon in ihr stärker war als das geweihte Silber, und ich wußte auch, daß ich ihn nicht mehr entwischen lassen durfte.

Deshalb warf ich mein Kreuz auf den Körper der liegenden Frau!

***

Auch wenn ich mich nicht eben topfit fühlte, verfehlen konnte ich ihn nicht. Der Talisman traf das Geschöpf in dem wichtigen Augenblick, als es dabei war, sich aufzurichten und dieses silberne Etwas auf es zuflog.

Es gab keine Reaktion im Gesicht. Kein Schreck, kein Wissen malte sich ab, dazu ging alles zu schnell.

Aber das Kreuz erwischte Lucille.

Und es blieb liegen!

Lucille ruckte trotzdem hoch. Sie schaffte es aber nicht, sich zu setzen. Sie blieb seltsamerweise in dieser gekippten Haltung, und die Macht des Kreuzes zeigte seine Wirkung. Etwas war in sie hineingeströmt, um gegen den Dämon und das Böse in ihr anzukämpfen. Es fing dort an, wo sich das Zentrum befand.

Plötzlich zerplatzten ihre Augen!

Sie schossen hervor wie rote Kugeln, und ich duckte mich instinktiv, aber ich wurde nicht getroffen, denn diese Kugeln zersprühten blitzartig zu Funken oder Staub. So genau war es für mich nicht zu erkennen. Dafür sah ich etwas anderes.

Leere Augenhöhlen in einem grau gewordenen Gesicht, das wie eine Trümmerlandschaft wirkte, in der die Fenster ausgebrannt waren. Ein Gesicht, das auch nicht so blieb, sondern dunkler und immer dunkler wurde. Eine schwarze, verbrannt wirkende Farbe, eine Haut, die keine mehr war, sondern eher wirkte wie dicke Pappe, die verkohlt war.

Nicht nur das Gesicht hatte es erwischt. Auch der Körper verbrannte von innen her, ohne daß irgendein Feuerschein über ihn und den Schnee hinweggezuckt wäre.

Ich hockte vor den Füßen der vergehenden Gestalt. Die Schönheit aus dem Gesicht war längst verschwunden. Was da zurückblieb, war die Fratze eines verkohlten Dämons.

Lucille war kein Mensch mehr.

In ihr hatte etwas gesteckt, das nicht in diese Welt gehörte und durch mich vernichtet worden war.

Hinter mir hörte ich Marco weinen.

***

Ich mußte in trösten und ihm immer wieder klarmachen, daß er seine Schwester nicht getötet hatte.

Er hatte auf sie geschossen, aber sie war stark genug gewesen, um selbst der Kraft der geweihten Silberkugeln zu trotzen.

Letzten Endes traf mich die Schuld, doch ich fühlte mich ebenfalls nicht so.

Es fing wieder an zu schneien.

Der Schnee deckte den innerlich verkohlten Körper allmählich zu.

Diesmal paßte der Begriff Leichentuch genau.

Marco schaute noch einmal auf das, was seine Schwester gewesen war. Hilflos hob er die Schultern und streckte in einer ebensolchen Geste- die Arme aus. »Was soll ich denn jetzt tun?« fragte er völlig verzweifelt.

Ich war auf diese Frage eingerichtet und hatte mir bereits eine Antwort zurechtgelegt. »Du wirst diesen Teil des Landes am besten verlassen, Marco.«

»Ich?« Er schluchzte auf.

»Warum? Wohin?«

»In den Süden.«

»Und dann?«

»Dort wartet der Abbé. Ich bin sicher, daß er dich in den Kreis der Templer aufnehmen wird, wo du die erlebten Schrecken verarbeiten kannst. Glaub mir, es ist das Beste für dich.«

Der junge Mann hob nur die Schultern. Ich drehte ihn um und sorgte dafür, daß er sich schon in den Wagen setzte. Den Schlüssel hatte ich ihm zuvor abgenommen.

Dann wischte ich die Scheiben blank und dachte daran, wie ungerecht das Schicksal manchmal sein konnte. Viel zu oft erwischte es die falschen Personen.

Das war schon immer so gewesen und würde auch so bleiben.

Leider…

ENDE